

Roland Reuß

» Im Freien «?

Kleist-Versuche

*Stroemfeld*

Der »Hound of St Dominic« auf dem Umschlag war das Symbol der u. a. von Eric Gill geleiteten St Dominic's Press, Ditchling. Gills Holzschnitt stammt aus dem Jahre 1923. Der »hounddog« erschien erstmals, in Portland-Stein gemeißelt, in Gills provokanten »War memorial« der Leeds University, das die Vertreibung der Händler aus dem Tempel zeigt.

Gesetzt von Roland Reuß & Caroline Socha

Copyright © 2010

Stroemfeld Verlag

D-60322 Frankfurt am Main · Holzhausenstraße 4

CH-4054 Basel · Altkircherstrasse 17

Alle Rechte vorbehalten.

Bitte fordern Sie unser kostenloses Gesamtverzeichnis an!

Besuchen Sie unsere Websites:

[www.stroemfeld.com](http://www.stroemfeld.com)

[www.textkritik.de](http://www.textkritik.de)

ISBN 978-3-86600-072-8

Bibliografische Information

der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese

Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie;

detaillierte Daten sind im Internet über

<http://dnb.ddb.de> abrufbar

## Inhalt

Einleitung 7–9

Siglen 10

»(Stillschweigen.)« Aufzeichnungen zur Stellung der Rede in Kleists  
»Die Familie Schroffenstein« 13–25

»Lautlos«. Kritik der Rede in Kleists »Robert Guiskard« 27–35

» ... uns, was wahr ist, zu verbergen.« Notizen zur Sprache von Kleists  
»Lustspiel« »Der zerbrochne Krug« 37–52

» ... daß man's mit Fingern läse, / «. Zu Kleists »Amphitryon« 53–79

»Im Geklüfft«. Zur Sprache von Kleists »Penthesilea« 81–108

»Leimruthen«. Zum Problem der Kunst in Kleists »Das Käthchen  
von Heilbronn oder die Feuerprobe« 109–126

Zu den Theaterzetteln der »Käthchen«-Aufführungen vom 17., 18. und  
19. März 1810 127–131

»Hart zwischen Nichts und Nichts!« Die sprechende Sprachlosigkeit  
von Kleists »Die Herrmannsschlacht« 133–142

Bitschrift. Zur Poetik von Kleists Schauspiel »Prinz Friedrich  
von Homburg« 143–155

»Michael Kohlhaas« und »Michael Kohlhaas«. Zwei deutsche Texte,  
eine Konjektur und das Stigma der Kunst 157–202

Was ist das Kritische an einer kritischen Ausgabe? Erste Gedanken  
anlässlich der Edition von Kleists Erzählung  
»Die Marquise von O...« 203–221

»Im Freien?« Kleists »Erdbeben in Chili« – Zwischenbetrachtung  
»nach der ersten Haupterschütterung« 223–243

»Die Verlobung in St. Domingo« – eine Einführung in Kleists Erzählen 245–291

- »sagt ihm — — !« Zur Kritik der Kommentierungspraxis poetischer  
 Texte Kleists an einem Beispiel der Erzählung »Die Verlobung  
 in St. Domingo« 293–303
- Gerafft. Notiz zur Geschichte einer Konjektur in Kleists Erzählung  
 »Das Bettelweib in Locarno« (1811) 305–310
- »Mit gebrochenen Worten«. Zu Kleists Erzählung »Der Zweikampf« 311–351
- Geflügelte Worte. Zwei Notizen zur Redaktion und Konstellation  
 von Artikeln der »Berliner Abendblätter« 353–359
- Ein anderes gleiches. Zu Goethes »Ein gleiches«, seinem tatsächlichen  
 Erstdruck und Kleists Gegengedicht 361–400

## Einleitung

Die auf den folgenden Seiten versammelten Essays zu Kleist sind über den Zeitraum von fünfundzwanzig Jahren entstanden. Sie erschienen nach und nach in den von Peter Staengle und mir herausgegebenen Kleist-Blättern und begleiteten jeweils einen edierten Text der *Berliner*, später *Brandenburger Ausgabe*. Ihre Parallelpublikation fußte auf der Annahme, daß das Verhältnis von Edition und Interpretation dialektisch und d. h. derart ist, daß die Möglichkeit eines kritischen Umgangs mit einer Edition umso größer sein wird, je direkter auf den unauflösbaren Zusammenhang von Spekulation und Gegenstandserschließung hingewiesen wird. Die Provokation einer alternativen Lektüre, anderer Entscheidungen durch Offenlegung der subjektiven Prämissen des Editors gehört zum Gelingen eines kritischen Editionsprojekts hinzu; der selbstgenügsame Schein subjektfreien Konstatierens, den Ausgaben anderen Zuschnitts nicht selten abstrahlen, verfehlt den Gegenstand in dem Maße, in dem an die Stelle des Austragens der problematischen Spannung zwischen Subjekt und Objekt des editorischen Prozesses die Haltung eines erkenntnistheoretisch längst widerlegten Positivismus tritt, der die Diskussion seiner Voreinstellungen verweigert und Naivität heuchelt, anstelle Selbstreflexion ins Werk zu setzen.

Was mir beim Schreiben der Texte über die Jahre hinweg immer deutlicher vor Augen trat, war die Bedeutung, die die spezifische Erfahrung des Edierens für das Verständnis des Überlieferten hat. Man muß sich dabei klarmachen, daß es nur zwei Disziplinen geisteswissenschaftlicher Beschäftigung gibt, die sich von ihrem Gegenstand in einem ersten Schritt methodisch vollständig bestimmen lassen, die Übersetzung und die Edition. Übersetzer und Editor folgen über das Buchstäbliche hinaus ihrer Vorlage kritisch prüfend noch in jeden Punkt und jedes Komma; sie können die ihnen vorliegenden Materialien nicht danach gliedern, was sie von ihnen für eine »These«, ein »Zeigenwollen« oder dergleichen gebrauchen können und was sie unberücksichtigt lassen.

Diese vorgängige Eins-zu-Eins-Abhängigkeit vom Vorliegenden ist Fluch und Segen zugleich. Sie ist Fluch, denn die gleichschwebende Aufmerk-



Durch's wilde Wasser dieser Zeit  
Zur Herrlichkeit  
Trag' uns, du Starker! Amen.

#### IV. Michael Kohlhaas.

An den Ufern der Havel lebte, um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, ein Rosshändler, Namens Michael Kohlhaas, Sohn eines Schulmeisters, einer der auferordentlichsten und fürchterlichsten Menschen seiner Zeit. — Dieser merkwürdige Mann würde, bis in sein dreißigstes Jahr für das Muster eines guten Staatsbürgers haben gelten können. Er besaß, in einem Dorfe, das noch von ihm den Namen führt, einen Meierhof, auf welchem er sich, durch sein Gewerbe ruhig ernährte; die Kinder, die ihm sein junges Weib schenkte, erzog er, in der Furcht Gottes, zur Arbeitsamkeit und Treue; nicht Einer war unter seinen Nachbarn, der sich nicht seiner Wohlthätigkeit, oder seiner Gerechtigkeit, erfreut hätte; kurz, die Welt würde sein Andenken haben segnen müssen, wenn er in einer Tugend nicht ausgeschweift hätte. Das Rechtgefühl aber machte ihn zum Räuber und Mörder.

Er ritt einst, mit einer Koppel junger Pferde, wohlgenährt alle und glänzend, in's Ausland, und überschlug eben, wie er den Gewinnst, den er auf den Märkten damit zu machen hoffte, anlegen wollte: theils, nach Art guter Wirthe, auf neuen Gewinnst, theils aber auch auf den Genuß der Gegenwart: als er an den Gränzfluß kam, und bei einer stattlichen Ritterburg, die ihn bewachte, einen Schlagbaum traf, den er sonst auf diesem Wege nicht gefunden hatte. Er hielt, in einem Augenblick, da eben der Regen heftig stürmte, mit den Pferden still, und rief den Schlagwärter, der auch bald darauf, mit einem grümlischen Gesicht, aus dem Fenster sah. Der Rosshändler sagte, daß er ihm öffnen solle. Was giebt's hier Neues? fragte er, da der Zöllner, nach einer geraumen Zeit, aus dem Hause trat. Landesherrliches Privilegium, antwortete dieser, indem er aufschloß: dem Junker Wenzel von Tronka verliehen. — So, sagte Kohlhaas. Wenzel heißt der Junker? und sah sich das Schloß an, das mit glänzenden Zinnen über das Feld blickte. Ist der alte Herr todt? — Am Schlagfluß gestorben, erwiderte der Zöllner, indem er den Baum in die Höhe liefs. — Hm! Schade! versetzte Kohlhaas. Ein würdiger alter Herr, der seine Freude am Verkehr der Menschen hatte, Handel und Wandel, wo er nur vermogte, forthat, und einen Knüppeldamm einst bauen liefs, weil mir eine Stute, draußen, wo der Weg ins Dorf geht, das Bein gebrochen. Nun! Was bin ich schuldig? — fragte er; und holte die

Phöbus, Sechstes Stück, Junius 1808, 20. Anfang  
des »Michael Kohlhaas«

»Michael Kohlhaas« und »Michael Kohlhaas«  
Zwei deutsche Texte, eine Konjekture und das Stigma der Kunst

Die folgenden Notizen sind in lockerer Folge im Winter 1989/90 und im anschließenden Frühjahr während der Fertigstellung der »Kohlhaas«-Edition entstanden. Sie beschäftigen sich, fragmentarisch wie sie sind, mit den verschiedenen, in der Sache gleichwohl zusammengehörenden Fragen der Textdarbietung, der Textkonstitution, der Textinterpretation und nicht zuletzt der Begriffsbildung der Edition. Weit entfernt davon, Endgültiges formulieren zu wollen, verstehen sie sich als Entfaltung eines Problemstandes. Sie verfolgen dabei das Ziel, es einem Leser des kritischen Textes zu erleichtern, sich mit dem beunruhigenden Schwanken zu befreunden, das sich einstellt, wenn die Fragwürdigkeit jener Textgrundlagen offenbar wird, von denen er vermutlich nur allzu bereitwillig annehmen würde, daß sie immer schon außer Frage stehen.

#### 1 Warum zwei Textbände?

Textkritik ist nicht das unschuldige Geschäft, das viele in ihm sehen, zu dem manche es gerne machen würden. Kein Editor vermag, man mag das beklagen, die Spuren seiner Tätigkeit restlos zu tilgen. Ist eine Ausgabe gut, d. h. kritisch,<sup>1</sup> oder schlecht, d. h. unkritisch: die Person des Editors hat sich eingemischt. Sie wirft einen Schatten. Der Editor leistet dem Leser daher kaum einen Gefallen, wenn er das jeder Textkonstitution inhärente subjektive Moment hinter den imponierenden Gerüsten eines objektivitätsheischenden Apparates und globaler Prinzipien verschanzt.<sup>2</sup> Gerade der ungebrochene (unreflektierte) Glaube an derartige Sicherheitsvorkeh-

1 Zu dem hierbei leitenden Sinn von »Kritik« vgl. Was ist das Kritische an einer kritischen Ausgabe? Erste Gedanken anlässlich der Edition von Kleists Erzählung »Die Marquise von O...«, unten, 203–221.

2 Das bedeutet nicht, daß von der BKA nicht größtmögliche Objektivität angestrebt wird.

Ganz im Gegenteil. Dieses Ziel setzt aber die Kritik der herrschenden Auffassungen und ihrer nur scheinbar selbstverständlichen begrifflichen Vorentscheidungen voraus. Hierzu gehört der dogmatisch vorgetragene Glaube, es sei mit der Formulierung formaler Prinzipien schon die wichtigste Entscheidung ge-



rungen erweist sich bei genauerer Prüfung als historisch relativiert und durch und durch subjektiv; seine Resultate als ausgemachte und unzweifelhafte Wahrheiten der wissenschaftlichen Entwicklung in der Editions-technik, sagen wir: seit Lachmann, auszugeben, als im Grunde unredlich. Wer immer was auch immer ediert, ediert jetzt. (Und nur das wäre durch die Zeit hindurch festzuhalten.) Er hat sich, gibt er poetische Texte heraus, mit hartnäckig sich der Vereinnahmung widerstehenden Individuen, den poetischen Texten eben, zu beschäftigen, deren kritische Konstitution von der historischen Unschärferelation des Wissens radikal betroffen ist. Er kann seinen Schatten nicht ein-, geschweige denn überholen; aber er kann, und das ist seine und des Lesers Chance, vermutlich die einzige, auf diesen Schatten hinweisen. Der Schatten wird sich dabei notgedrungen, vielleicht sogar glücklicherweise verändern.



Für einen naiven Leser handelt es sich bei der Textkritik und dem Umkreis ihrer Probleme – bei Kleists Werk drängt sich dieser Schein sogar in den Vordergrund – immer nur um Petitessen; um Philologenschweiß, mit dessen Zerfallsprodukten man besser nichts zu tun haben will. Die Wiederherstellung einer unkonventionellen Interpunktion, der Hinweis auf eine Eigenart der Orthographie, von der Beliebigkeit eines Druckbildes ganz zu schweigen: sie scheinen Kleinigkeiten gegenüber dem Text als Ganzem, von dem man glaubt annehmen zu dürfen, daß er, wie man so sagt, im wesentlichen gesichert ist. Aber man täusche sich nicht. Die problematischen Stellen in poetischen Texten sind nicht die fehlenden Teilchen eines Puzzles, dessen Umriß und Bild schon immer feststünde. Wenn es Gegenstände gibt, die sich dieser totalitären Auffassung vom Kontext entziehen, so zählen dazu poetische Texte. Von sich aus zwar wehrlos, stellen sie doch in jeder Einzelheit die unkritisch in Anschlag gebrachte und von Kindheit an eingeübte Vorstellung von unterjochtem Detail und regierendem großen Ganzen souverän in Frage.

fällt – als ob nicht das Problem der Emendationen sich jeder formalen Globallösung sperrte. Jeder, der seiner Erfahrung mit den individuierten poetischen Texten nur die leiseste Aufmerksamkeit schenkt, wird doch bemerken, daß ihnen mit einem Editionsverfahren imperialen Zuschnitts und der Schärfung rigider Prinzipien (ich denke etwa die Fetischisierung der Erstdrucke) manifest Gewalt angetan wird. Viel wäre daher auf diesem Ge-

biet schon gewonnen, wenn man, nach dem Vorbild der Hermeneutik Schleiermachers, statt von ›Prinzipien‹ und ›Regeln‹, von denen man offenbar hofft, sie bald dem Duden als Appendix beigegeben zu können, von ›Ratschlägen‹ sprechen würde – vgl. Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher, *Hermeneutik und Kritik*, hrsg. v. Manfred Frank (Frankfurt am Main 1977), 328.

Hinzu kommt, daß bei jedem Problem der Textkritik, ja sogar schon bei einer scheinbaren Äußerlichkeit wie der Entscheidung für eine bestimmte drucktechnische Präsentation eines Textes<sup>3</sup> zugleich das Ganze der literaturwissenschaftlichen Begriffsbildung auf dem Spiel steht. Dem gewöhnlichen Verständnis der Sache nach scheinen zwar die Fragen der Interpretation den Texten nachgeordnet und der Begriff gegenüber der Phänomenalität der Texte wenn nicht sogar etwas Störendes, so doch etwas Sekundäres, nur Beiherpielendes. In Wahrheit aber reflektieren sich schon in die optische Präsentation eines Textes auf einer Seite Papier mehr begriffliche Entscheidungen über das, was ein Text ist und wie er sich in einem bestimmten historischen Augenblick darbieten darf, als man gemeinhin anzunehmen bereit ist. Die scheinbar harmlosen Ordnungen, mit denen jeder, der von Zeit zu Zeit einmal in einer historisch-kritischen Ausgabe oder einem sogenannten Lese-Text blättert, sich konfrontiert sieht,<sup>4</sup> die er vielleicht sogar für naturgegeben hält, sind so durch und durch begrifflich imprägniert, daß die grundstürzende Erfahrung: die ihnen, meist versteckt, zugrundeliegende Ontologie – und um eine solche handelt es sich<sup>5</sup> – zu entdecken, ein Gefühl von Verunsicherung hervorrufen kann; ein Gefühl, das zur Krise des Textes vermutlich unabdingbar hinzugehört.



Der Begriff der ›Fassung‹ – Man hat sich daran gewöhnt, von dem Text des Drucks, der 1808 im »Phöbus« erschien, als von der ›ersten‹ oder der ›Phöbus-Fassung‹ des »Michael Kohlhaas« zu sprechen.<sup>6</sup> Als ›Fragment‹ –

3 So hebt der Satzspiegel, den wir für die Prosatexte Kleists gewählt haben, den Text als Text gegenüber dem Umstand hervor, daß er im Buchdruck überliefert ist – graphische Anzeige derjenigen Problematik, mit der es die Textkonstitution aus Druckzeugen zu tun hat. Zum Begriff der Textkonstitution vgl. *Was ist das Kritische an einer kritischen Ausgabe*, unten, 210f.

4 Ich denke an Begriffe wie Text, Werk, Autor, Autorisation, Fassung, Fragment, Entwurf, Schicht usw.

5 So beansprucht etwa, um nur das Nabeliegendste zu nennen, jede Ausgabe, die sich den Namen »Sämtliche Werke« gibt, ein implizites Wissen davon, was ein Werk ist und was nicht – was sich an der Verwendung von Aus-

schlußverfahren zeigen wird, die verhindern, daß bestimmte Schriftstücke sich unter diesem Namen versammeln können. Die kritische Explikation dieses Wissens (und der Seinsthesis, die es enthält) für sekundär zu halten und stattdessen in positivistischer Manier das Problem durch eine Definition ›lösen‹ zu wollen, schafft die Ontologie nicht aus der Welt; es erschwert nur die kritische Reflexion auf sie.

6 Zuletzt in den Ausgaben WB III 577, wo der Text von 1808 unter dem Titel »Michael Kohlhaas [Fragmentarische Fassung aus der Zeitschrift ›Phöbus‹]« abgedruckt wird, und DKV III, wo von der »Phöbus-« und der »Buchfassung« gesprochen wird.



ein Wort, das Kleist in diesem Zusammenhang selbst verwendet,<sup>7</sup> und über dessen Status eigens noch zu sprechen wäre – stand es immer im Schatten der Überarbeitung, die in den umfangreichen Text des ersten Bandes der »Erzählungen« von 1810 eingemündet ist. Aus einer Logik, die im Begriff der Fassung liegt,<sup>8</sup> folgt zwangsläufig die Sprachregelung, von diesem Text als von der »zweiten Fassung« des »Kohlhaas« zu sprechen. Diese Sprachregelung ist alles andere als selbstverständlich, schon gar nicht harmlos, und wer die beiden überlieferten Drucke vor dem Horizont der von ihr beanspruchten Ontologie in die Form eines Textes bringt, weiß nicht, was er sagt, wenn er behauptet, dies sei pure Bestandsaufnahme. Ein ganzer Begriffsapparat wird in Bewegung gesetzt, dessen einzelne Komponenten wechselseitig aufeinander verweisen und der in letzter Instanz in metaphysischen – durchaus in dem Sinne, den dieses Wort seit Aristoteles hat – Überzeugungen gründet. Dagegen wäre an sich nichts zu sagen; letztlich geschieht vermutlich auch in der BKA nichts anderes – allerdings mit dem Unterschied, daß hier zumindest die Bemühung unternommen werden soll, diese Grundlagen und das scheinbar fraglose Einverständnis, das sie stabilisiert, kritisch zu reflektieren. Denn wenn zugestanden ist, daß schon in die optische Präsentation der Texte, vom Aufbau des Apparates ganz zu schweigen, vermittelt über die Konsequenzen der sie leitenden Begriffe Interpretation von Literatur überhaupt eingeht, dann dürfte es die vorrangige Aufgabe einer kritischen Edition sein, diese sonst unter Gewissensdruck sorgsam unter den Teppich gekehrten Spuren um willen der Objektivität explizit und durchsichtig zu machen – in einem Artikel wie diesem hier. Daß die sich daraus ergebenden Spannungen offen ausgetragen werden, ist allerdings neu. Aber sowenig das Alte schon darum unrichtig ist, weil es alt ist, sowenig ist das Neue schon deshalb falsch, bloß weil es neu ist.



Eine »Fassung« liegt nicht vor, es gibt sie nicht einfach. Zu einer »Fassung« von etwas wird ein vorliegendes Stück Sprache überhaupt erst durch einen Editor. »Fassung« ist also ein deskriptiver Begriff, keiner, der etwas so bestimmt, wie es von sich selbst her ist. Wenn man sich den begrifflichen Entscheidungen zuwendet, die von prominenten Vertretern der in den 60er Jahren als Metatheorie der Editionswissenschaft inaugurierten Texto-

7 Vgl. das undatierte Billett an Reimer (wahrscheinlich Mai 1810).

8 Eine Fassung ist, was sie ist, immer nur als die andere (mindestens) einer anderen.

logie getroffen worden sind, fällt allerdings auf, daß dieser Unterschied nicht markiert ist. So definiert Siegfried Scheibe, in dessen Untersuchungen das begriffliche Rüstzeug dieser Forschungsrichtung am artikuliertesten ausgearbeitet ist, den für die Textologie zentralen Begriff der »Fassung« wie folgt: »Textfassungen sind vollendete oder nicht vollendete Ausführungen eines Werkes, die voneinander abweichen. Sie sind durch Textidentität aufeinander beziehbar und durch Textvarianz voneinander unterschieden. Sie sind zu einem konkreten historischen Zeitpunkt entstanden und stellen jeweils innerhalb eines bestimmten Zeitraums für den Autor das Werk dar.«<sup>9</sup> Mit geradezu exemplarischer Trennschärfe – Handschriften liegen nicht vor und die beiden Drucke sind wohl auch gut autorisiert – würde diese Distinktion es rechtfertigen, vom »Phöbus«-Fragment des »Kohlhaas« als dessen erster, vom Text der »Erzählungen« als dessen zweiter Fassung zu reden. Wenn sich die Edition von Kleists »Michael Kohlhaas«-Texten dennoch diesem vorgezeichneten Weg weder begrifflich noch in den Konsequenzen der begrifflichen Entscheidung fügt, so hat das mehrere Gründe. Sie liegen nicht allein in der bei Scheibe und in der Textologie im allgemeinen unausgearbeiteten Unterscheidung von poetischen und anderen Texten (auf sie werde ich noch zurückkommen) oder der mangelnden Klärung des Verhältnisses von Text und Werk.<sup>10</sup> Das zentrale Problem liegt vielmehr in dem, was Scheibes Definition unbefragt läßt und als von Interpretationen freies Welt- und Literaturverständnis voraussetzt.



Es ist bereits angedeutet worden, daß der textologische Begriff der »Fassung«, wie Scheibe ihn definiert, die Spuren der formenden Tätigkeit des Editors zu tilgen sucht. Demgemäß spricht Scheibe davon, was Fassungen sind, nicht davon, was er Fassungen nennt. Einer solchen Kontamination wäre schon an sich mit Skepsis zu begegnen, man könnte aber versuchen, den laxen Sprachgebrauch in Schutz zu nehmen, wenn sich herausstellte, daß

9 Siegfried Scheibe, *Zum editorischen Problem des Textes*, in: *ZfdPh* 101 (1982), Sonderheft: Probleme der neugermanistischen Edition, 12–29; hier: 28. – Im Titel dieses Aufsatzes deutet sich bereits die ganze Krux der Textologen an. Denn wenn Scheibe später vom Text »im editorischen Sinne« spricht (etwa 21 f.), dann zeigt sich, daß die begrifflichen Distinktionen, die vorgenommen werden, nicht zuletzt dazu beitragen sollen, die grundlegende Rückkoppelung des Forschungsbereichs zu

entparadoxieren. Denn was ein Editor ist, kann sich doch wohl wiederum nur danach bemessen, was ein Text ist. Dieses Wechselverhältnis erlaubt es aber kaum noch, von einem spezifisch editorischen Textbegriff zu sprechen.

10 Als Desiderat auch vermerkt bei Gunter Martens, *Was ist ein Text? Ansätze zur Bestimmung eines Leitbegriffs der Textphilologie*, in: *Poetica* 21 (1989), 1–25; hier: 3.



die Beschreibungssprache tatsächlich den Phänomenen gerecht würde, die sie zu bestimmen sucht. Das aber ist keineswegs der Fall. Der Begriff gleitet an den Phänomenen nicht nur ab; er verformt sie. Spricht man vom »Phöbus«-Fragment als von der ersten, vom Druck von 1810 als von der zweiten »Fassung« des »Kohlhaas«, so impliziert diese Sprachregelung stillschweigend die Voraussetzung, es gebe einen identischen Kern, der beiden Texten unter Absehung von ihren Differenzen gemeinsam ist. Für rhetorische, vermutlich auch für die meisten philosophischen Texte, deren Ziel thematisch eindeutig fixiert ist, mag eine solche Annahme hilfreich sein; für poetische Texte ist sie inadäquat, und man kann sich nur wundern, wenn einerseits gefordert wird, eine Edition habe der unausschöpflichen Interpretierbarkeit von poetischen Texten Rechnung zu tragen und sich vor Interpretation zu hüten, andererseits eine Terminologie favorisiert wird, die für verschiedene Texte einen, doch offensichtlich beschreibbaren, Identitätskern annimmt.



Das Wort »Fassung« impliziert jedoch nicht allein ein identisches Etwas, von dem die » Fassungen« Fassungen sind.<sup>11</sup> Weitaus fragwürdiger ist, daß der Gebrauch dieses Wortes die Annahme voraussetzt, keine einzelne »Fassung« könne jemals dieses Etwas wirklich erschöpfen. Das, was je und je »gefaßt« ist, erscheint nur in verschiedenen Außenseiten;<sup>12</sup> daß es tatsächlich realisiert sein könnte, ist qua Begriff ausgeschlossen – eine Nachwirkung neuplatonischer Gedanken, über die die Textologie bislang versäumte, sich Rechenschaft abzulegen. Die vorliegenden Texte werden als Erscheinungen eines per definitionem unerreichbaren Grundes aufgefaßt, d. h. aber funktionalisiert, und es wird die Illusion erweckt, als könne man nur durch Übereinanderblendung<sup>13</sup> der konkreten, aber stets gegenüber dem Ursprung defizienten » Fassungen« einen Blick in das verschlossene Reich der zugrundeliegenden Idee gewinnen.<sup>14</sup>

11 In diesem Sinne meint die Marquise von O...., »daß der Stein seinen Werth behält, er mag auch eingefalbt seyn, wie man wolle [...]« (BKA II/2, 62f.; Herv. v. mir)  
 12 Es ist nicht ganz klar, ob Scheibe den Bereich der identischen Substrate mit dem der Texte oder dem der Werke identifiziert.  
 13 Dieses Verfahren hat sein bedeutsamstes Paradigma an den Versuchen der Theologie, durch eine Synopse der Evangelien die Worte

Jesu selbst zu extrahieren, also hinter die Schriftlichkeit der Schrift zu gelangen. Die Bergpredigt bei Matthäus (5,1-7,29) ist aber keineswegs eine »Parallele« der Feldrede bei Lukas (6,20-6,49), auch wenn es einzelne Sätze gibt, die in beiden Texten übereinstimmen.  
 14 Als heuristische Fiktion ist die Annahme eines »transzendentalen Signifikats« (Derrida) für die Praxis der Übersetzung vermutlich nicht zu umgehen. Aber auch hier gilt: »Wir

Die vorgetragene Kritik gilt nicht der Tatsache, daß es sich bei dem vermeintlich wertungsneutralen Begriff der »Fassung« um Metaphysik, sondern der, daß es sich um schlechte Metaphysik handelt, die den Einzelphänomenen Gewalt antut. Die Dichtung ist nicht Bürgerin zweier Welten, einer sinnlichen, die an den Signifikanten gefesselt ist, und einer übersinnlichen, der keine Materialisation je angemessen sein könnte. Ist ein poetischer Text autorisiert,<sup>15</sup> so gibt es keinen Grund daran zu zweifeln, daß die Idee, die sich im Text konstellierte, vollständig in ihm realisiert ist. Keineswegs liegt sie in einem Jenseits seiner. Der Text ist demnach so etwas wie ein *σύνολον*.<sup>16</sup> Keine Veränderung seiner Außenseite, die nicht zugleich seine Substanz veränderte; radikaler noch: die Unterscheidung von akzidenteller Außenseite und Substanz kann hier überhaupt keine Geltung für sich beanspruchen.



Folgen für die Textpräsentation – Das »Phöbus«-Fragment von 1808 und der »Michael Kohlhaas« des ersten Bandes der »Erzählungen« von 1810 werden von der BKA als zwei Texte, nicht als zwei » Fassungen« eines identischen »Kohlhaas«-Werkes »hinter« diesen » Fassungen« behandelt. Damit ist nicht bestritten, daß die stoffliche Verwandtschaft beider Texte enger ist als beispielsweise die zwischen dem »Michael Kohlhaas« von 1810 und dem »Findling«. Art und Umfang der Umarbeitung<sup>17</sup> lassen es jedoch nicht zu, den Text von 1810 als bruchlose Entwicklung eines »Keimes« zu verstehen, der bereits dem Fragment von 1808 vorauslag. Im Unterschied zu den vorliegenden Textdarbietungen wird durch den integralen Druck beider Texte deren Eigenständigkeit betont<sup>18</sup> und zugleich in Erinnerung gebracht, daß sich Kleist, als er das Fragment von 1808 in den »Phöbus« setzte, über

haben und hatten es in Wirklichkeit nie mit einer »Übertragung« reiner Signifikate von einer Sprache in die andere oder innerhalb ein und derselben zu tun, welche durch das Mittel oder die »Vermittlung« (»vehicule«) der Signifikanten unberührt und unangetastet bliebe.« Jacques Derrida, *Positionen*. Gespräche mit Henri Ronse, Julia Kristeva, Jean-Louis Houdebine, Guy Scarpetta (Graz, Wien 1986), 57f.  
 15 Selbstverständlich ist auch dieser Begriff alles andere als unproblematisch. Seiner Erörterung wird ein späterer Aufsatz in den Kleist-Blättern gewidmet sein.

16 Cf. zu diesem – zugegebenermaßen nicht neuen – terminologischen Vorschlag etwa Aristoteles, *Metaphysik* VII 2, 1029<sup>a</sup>2ff.  
 17 Vgl. hierzu Karl Wächter, *Kleists Michael Kohlhaas*. Ein Beitrag zu seiner Entstehungsgeschichte (Weimar 1918); Peter Horwath, *Michael Kohlhaas*. Kleists Absicht in der Überarbeitung des Phöbusfragments, in: *Monatshefte* 57 (1965), 49-59.  
 18 Im Unterschied zur dem bei der Edition der »Verlobung in St. Domingo« und der »Marquise von O....« gewählten Vorgehen.



das Ganze, von dem das Fragment der erste Teil sein sollte, offenbar noch gar nicht im klaren war. Vielmehr ist anzunehmen, daß 1808 durchaus noch offen war, ob es überhaupt eine Fortführung dieses Fragmentes geben würde. Seine Gestalt ist demgemäß an jedem Punkt der Lektüre überschattet von der Tatsache des 1808 uneingelösten Fortsetzungsversprechens. Die Erfahrung von Unabgeschlossenheit gehört somit zur Rezeption des »Michael Kohlhaas« von 1808 notwendig hinzu. Eine kritische Darbietung des Textes hat darauf Rücksicht zu nehmen.



Wenn man sich die Implikate vergegenwärtigt, die im Begriff der »Fassung« liegen, wird man auch skeptisch gegenüber Weisen der Textdarbietung werden, die das Recht des Einzeltextes, seines »unerhörten Anspruch[s]«,<sup>19</sup> zugunsten einer bequemen Erleichterung vergleichenden Lesens beschneiden. Funktionalisiert die Rede von den » Fassungen« vorliegende poetische Texte im Hinblick auf ein ihnen zugrundeliegendes Jenseits, ihr vermeintliches Urbild, so funktionalisieren Darstellungsweisen, die den Akzent auf Vergleich legen, die Texte gewissermaßen wechselseitig. Selbstverständlich besteht kein Grund, abstrakt gegen die Möglichkeit einer vergleichenden Lektüre zu polemisieren – daß die beiden Texte des »Michael Kohlhaas« von 1808 und 1810 separat gebunden sind und nebeneinandergelegt werden können, sollte das für die BKA hinlänglich unterstreichen. Wohl aber ist der habitualisierten Erwartung gegenzusteuern, eine Ausgabe poetischer Texte habe primär das Feststellen von Identitäten und Differenzen verschiedener Texte zu fördern. Der poetische Text ist nicht funktionär eines vergleichenden Verfahrens. In seiner Wehrlosigkeit und, wenn man so will, in seiner Überflüssigkeit: seinem Reichtum, ist er vielleicht sogar ein einziger Einspruch gegen die allgegenwärtig zur Herrschaft gelangte Relationierung und Funktionalisierung.<sup>20</sup>

19 Paul Celan, *Gesammelte Werke*, hrsg. v. Beda Allemann u. Stefan Reichert, 5 Bde. (Frankfurt am Main 1983), III 199. Vgl. zu dieser Formulierung meinen Text *Schritte*. Zu Paul Celans Gedicht »DU DARFST mich getrost / mit Schnee bewirten:«, in: RR, *Im Zeithof*. Celan-Provokationen (Frankfurt am Main, Basel 2001), 121–156.

20 Wie es zu dieser Herrschaft gekommen ist, kann man nachlesen bei Ernst Cassirer, *Substanzbegriff und Funktionsbegriff*. Untersuchungen über die Grundfragen der Erkenntnis-

kritik (Berlin 1910), wo allerdings nur eine Erfolgsrechnung aufgemacht wird. Der Siegeszug des Funktionalismus findet einen seiner sprechendsten Ausdrücke in der Subsumption der Kategorie der Substanz (als einem Moment des Verhältnisses Substanz/Akzidenz) unter dem Titel *Relation* in der Kantischen Kategorientafel. Vgl. hierzu Peter Schulthess, *Relation und Funktion*. Eine systematische und entwicklungsgeschichtliche Untersuchung zur theoretischen Philosophie Kants (Berlin, New York 1981).

Schon aus methodischen Überlegungen heraus sollte jedoch einem Vergleich verschiedener Texte die aufmerksame Wahrnehmung des in sich individuierten Einzeltextes voraufgehen, und es ist ein Trugschluß zu meinen, man verstünde auch nur einen Satz eines poetischen Textes umfassender, gar besser, wenn man ihn mit einem anderen Satz eines anderen Textes (einer anderen Text-»Fassung«) vergleicht. Das hieße nicht nur die sprachliche Selbstbestimmung des jeweiligen Textes und das Gewicht der »Details« zu übersehen. Zugleich wäre implizit die kaum haltbare Meinung vertreten, das Verständnis etwa des Kleistschen »Findling[s]«, von dem nur ein einziger Druck vorliegt, sei durch diesen Zufall der Überlieferung erschwert. Jedes Kunstwerk, das fragmentarische macht da keine Ausnahme, hat »eine Nothwendigkeit bey sich da zu seyn.«<sup>21</sup> Es fordert und es bittet den aufmerksamen Leser, sich dieser Nothwendigkeit auszusetzen.



Die BKA hat darum der Verlockung widerstanden, das Hin- und Herschalten zwischen dem »Michael Kohlhaas« von 1808 und dem von 1810 durch das populäre technische Mittel des Paralleldrucks zu erleichtern. Wer beide Texte vergleichen will, wird die an keine technische Vorrichtung abzutretende Mühe auf sich nehmen müssen, den scheinbaren Umweg über die Lektüre der Einzeltexte zu gehen. Gegen diese Lenkung des Lesens lassen sich selbstverständlich Einwände geltend machen, nicht jedoch der, daß überhaupt eine Lenkung stattfindet. Das nämlich gilt noch für jegliche Textdarbietung, speziell aber für die des Paralleldrucks, welche der siegreich fortschreitenden Einübung in die Digitalisierung von Reizen (links/rechts Übereinstimmung? ja/nein) willfährig entgegenkommt. Sinnvoll fragen läßt sich daher allenfalls nach der Angemessenheit einer Textpräsentation. Wenn man aber zugesteht, daß Individuelles sich der Verrechnung entzieht, so verdient bei autorisierten poetischen Texten ein Separatdruck eindeutig den Vorzug. Dagegen kehrt die Zerstückelung eines Textes zugunsten eines durchlaufenden zweiten, gleichsam siegreichen, unabwendbare Folge jedes Paralleldrucks, eine Gewaltsamkeit nur nach außen, die schon in der Lenkung der Lektüre hin zum vergleichenden Lesen begründet liegt.

21 Novalis, *Schriften*, hrsg. v. Paul Kluckhohn u. Richard Samuel (Stuttgart bzw. Darmstadt<sup>3</sup> 1981), II 648.



Blickt man von hier aus noch einmal auf den für die Textologie zentralen Begriff der ›Fassung‹ zurück, wie Scheibe ihn definiert, so kann man erkennen, daß er letztlich auch die Möglichkeit der ›genetischen‹ Darbietung in einem Apparat begründen soll. Denn der kritische Apparat, wie er sich heute weitgehend durchgesetzt hat, bemüht sich gerade darum, das Verhältnis von ›Textidentität‹ und ›Textvarianz‹<sup>22</sup> systematisch darzustellen. Der kritische Apparat wäre dieser Konzeption zufolge Organon des Vergleichs verschiedener › Fassungen ‹, welches zugleich den Nachvollzug des Entstehungsprozesses ermöglichen soll. Ohne die Nützlichkeit von Apparatdarstellungen überhaupt in Frage zu stellen, ist es doch auch hier wieder ratsam, sich über die stillschweigend als gültig unterstellte Literaturtheorie<sup>23</sup> zu verständigen, die in den Begriffen der Textologen angelegt ist und sich in den gängigen Apparaten kritischer Ausgaben institutionalisiert hat.



Eine erste Schwierigkeit ergibt sich im Anschluß an die Vorstellungen von ›Textidentität‹ und ›Textvarianz‹, die von Scheibe evoziert werden, als sei unstrittig klar, was mit diesen Worten gemeint ist, und der Rest Sache der Fachleute. Schon daß als Antonym zu ›Textidentität‹ der Ausdruck ›Textvarianz‹ und nicht etwa, wie zu erwarten, ›Textdifferenz‹ gewählt wird, ist alles andere als naheliegend und läßt den Verdacht einer *petitio principii* in der Grundlegung aufkommen.<sup>24</sup> Variieren kann immer nur ein und dasselbe, so daß im Begriff der ›Textvarianz‹ analytisch bereits der Begriff der ›Fassung‹ enthalten ist, der doch mithilfe seiner erst definiert werden soll. Man könnte aber auch diese terminologische Regelung als einen laxeren Sprachgebrauch entschuldigen, der bei Bedarf präzisiert werden könnte. Zentral ist aber, welche konkreten Auswirkungen er auf die Textpräsentation und hier speziell auf die Apparatdarstellung hat. Wie der Begriff die Phänomene formiert, im Gebiet der Editionswissenschaft also in der Tat zu begreifen wäre, daß alles Faktische schon Theorie ist, zeigt sich, wenn man die von Scheibes Terminologie evozierten Vorstellungen an einem einfachen Beispiel prüft.

22 Vgl. Scheibes oben zitierte Definition: Textfassungen sind »durch Textidentität aufeinander beziehbar und durch Textvarianz voneinander verschieden.«

23 Im Selbstverständnis der Textologie ist diese allerdings von einer Literaturtheorie völlig unabhängig.

24 Eine begriffliche Unschärfe liegt zudem in der Opposition von »aufeinander beziehbar« und »voneinander unterschieden« (Herv. v. mir), wo subjektive Möglichkeit und objektiver Befund kontaminiert werden.

Der erste Satz des »Michael Kohlhaas« von 1808 führt Kohlhaas als einen »der außerordentlichsten und fürchterlichsten Menschen seiner Zeit« (7) ein. 1810 nennt der erste Satz Kohlhaas dagegen einen »der rechtschaffensten zugleich und entsetzlichsten Menschen seiner Zeit.« (63) Bei der Überlieferungslage beider Texte würde, das ist bereits gesagt worden, der Textologe nicht zögern, die vorliegende Überlieferung als einen exemplarischen Fall unter die Rubrik ›zwei Fassungen eines Textes (Werkes?)‹ einzureihen. ›Textidentität‹ bestünde im herangezogenen Ausschnitt hinsichtlich des Syntagmas »einer der ... und ... Menschen seiner Zeit«; ›Textvarianz‹ hinsichtlich des Paradigmas,<sup>25</sup> indem »außerordentlichsten« durch »rechtschaffensten zugleich« und »fürchterlichsten« durch »entsetzlichsten« ersetzt wird.<sup>26</sup> Der kritische Apparat würde sich demgemäß darum bemühen, diese Verhältnisse typographisch möglichst übersichtlich, bei der Darstellung komplizierterer Vorlagen (Handschriften) etwa in der Weise eines Stufenschemas, darzustellen. Das Bewußtsein, daß der eine Text zeitlich früher niedergeschrieben worden ist als der andere, würde in der Hierarchie des Apparates gleichfalls Ausdruck finden.<sup>27</sup>



Das Fragwürdige eines solchen Verfahrens liegt darin, daß man in dem Beispiel allenfalls in grammatisch-lexikalischer Hinsicht von ›Identität‹ und ›Varianz‹ reden kann. Eine ›Textidentität‹ und eine ›Textvarianz‹ besteht nicht. Die Identität (wenn dieser Ausdruck hier überhaupt passend ist) einer bestimmten Stelle bestimmt sich nämlich durchaus nicht aus dem Vergleich mit anderen Stellen anderer Texte, sondern sie bestimmt sich selbst innerhalb des jeweiligen Textindividuums. Es ist ein anderer Text, dessen erster Satz endet mit: »einer der außerordentlichsten und fürch-

25 Die Orientierung an dem formalen Schema einer Opposition von Syntagma und Paradigma, wie es sich in der modernen Linguistik (Saussure, Hjelmslev und Jakobson) durchgesetzt hat, muß bei der Edition poetischer Texte problematisch werden, weil damit formalen grammatischen Beschreibungen ein Primat bei der Darstellung eines solchen Textes zugewiesen wird. Was immer aber ein poetischer Text sonst noch sein mag, so wird man doch die sprachliche Form und die Grammatik nur als ein Moment – zudem ein triviales – seiner ansetzen können. Was ein poetischer Text ist, erschließt sich, wenn überhaupt, erst in der Aufmerksamkeit auf

das Verhältnis formaler und materieller Momente. Linguistische Beschreibungsschemata können dabei keinen Primat für sich beanspruchen.

26 Bei dieser Schilderung handelt es sich um eine Vereinfachung; genauer müßte man sagen, daß die beiden Attribute ausgetauscht werden und das »und« durch ein »zugleich und« ersetzt.

27 Womit über den Aufbau der Hierarchisierung noch nichts gesagt ist. Denkbar ist sowohl eine Dominanz des früheren als auch eine des späteren Textes.



terlichsten Menschen seiner Zeit« als derjenige, dessen Eingangssatz endet mit: »der rechtschaffensten zugleich und entsetzlichsten Menschen seiner Zeit«. Alles, was auf einen solchen Satz hin gesagt wird, steht im Schatten dieser ersten Charakterisierung, wird von ihr so bestimmt, daß sich ihre differenten Auswirkungen und wiederum deren Rückwirkung auf das Verständnis des Anfangssatzes, wie Zettel und Einschlag, beständig kreuzen.<sup>28</sup> Details innerhalb poetischer Texte stehen miteinander im Durchgang durch deren Prozeß und in der Herstellung der Textstruktur in derart in-nigem Kontakt, daß eine unscheinbare Veränderung einer Stelle zugleich den gesamten Kontext verändert, in dem diese Stelle situiert ist. Es wäre demnach nur eine Täuschung anzunehmen, der Rahmen eines Textes bliebe bei einer solchen Veränderung konstant. Poetische Texte zeichnen sich geradezu dadurch aus, daß sie keine solchen äußerlichen Rahmen besitzen. Die Semantik – um nur von ihr zu reden<sup>29</sup> – eines bestimmten Wortes, eines bestimmten Kolons, Abschnittes vermittelt sich dialektisch über den gesamten Text, wie umgekehrt dessen Semantik sich vermittelt über alles je und je einzeln Ausgesprochene. Zwischen verschiedenen poetischen Texten, und wichen sie auch nur in einem Interpunktionszeichen oder einer Leerzeile voneinander ab, gibt es keine ›Textidentität‹.

Ein textkritischer Apparat für poetische Texte ist Organon des Vergleichs von Unvergleichlichem: Individuellem. Nicht mehr, meistens sogar weniger. Eine Apparatarstellung, die bestimmte linguistische Einheiten innerhalb von Texten miteinander verrechnet, läßt sich freilich häufig gar nicht vermeiden – wenn die Überlieferung so umfangreich ist, daß schon aus Kostengründen an Separatdrucke nicht gedacht werden kann. Dieses pragmatische Argument ändert aber nichts an der grundsätzlichen Inkommensurabilität der traditionellen Apparate im Verhältnis zu den poetischen Texten, die sie verwalten.<sup>30</sup> Jeder Apparat ist Ausdruck eines Kompromisses – und zwar stets zuungunsten eines Individuums und zugunsten der Verwaltung. Dieser Kompromiß läßt sich dem Individuum gegenüber allenfalls durch den Hinweis rechtfertigen, daß es anders vielleicht gar nicht überliefert würde. Ein schwacher Trost, der beim Band II/1 der BKA, dem Verlag sei Dank, tröstlicherweise nicht gespendet werden mußte.

<sup>28</sup> An diesem immanenten Prozeß vor allem ist das Dynamische eines poetischen Textes wahrzunehmen. Die Aufeinanderfolge einander äußerlicher Text-›stufen‹ oder ›schichten‹ kann dagegen immer nur Diskreta, niemals ein Kontinuum darstellen. Ein Text läßt sich daher, was immer Goethe und nach ihm Beißner dazu gesagt haben mögen,

nicht im Entstehen aufhaschen – es sei denn, man versteht unter ›Entstehen‹ den eben genannten textimmanenten Prozeß.

<sup>29</sup> Andere Momente sind etwa Form, Darstellung, Inhalt, Bild.

<sup>30</sup> Wobei es sich natürlich durchaus lohnt zu fragen, ob gut oder schlecht verwaltet wird.

## II Ein Abschnitt mehr oder weniger?

Die Seite 56 des »Kohlhaas«-Druckes von 1810 endet mit dem Kolon: »schweigend den Tag.« Auf Seite 57 oben beginnt der nächste Satz mit der Zeile »Als der Morgen anbrach, war das ganze Schloß,«. Die Seitengrenze ist also zugleich Satzgrenze. Ein Abschnitt ist nicht markiert. Folgt man dem Überlieferungsträger, so erstreckt sich der Absatz, in den der Seitenwechsel eingebettet ist, über die Seiten 53 bis 59 (oberes Drittel). Im Druck von 1810 hat der Text des »Michael Kohlhaas« 31 Abschnitte.



Der an dem überlieferten Druck gewonnene Befund erweist sich als Problem, wenn man sich der kritischen Frage stellt, ob die Ordnung des überlieferten Druckes mit der Ordnung des Textes koinzidiert. Diese Frage wird durch die Anordnung des Druckes von 1810 provoziert; erzwungen wird sie allerdings von ihr nicht.

Erich Schmidt in seiner Ausgabe vom Anfang des Jahrhunderts etwa hat an dem Übergang in der Seitenfuge keinen Anstoß genommen. Er druckt, offenbar ohne die Zuverlässigkeit des überlieferten Zeugen an dieser Stelle in Zweifel zu ziehen, die ganze Passage als einen Abschnitt. Die Anordnung des konstituierten Textes folgt also streng der des tradierten Druckes.<sup>31</sup> Aus der Tatsache, daß die Schmidtsche Ausgabe auch in ihrem Anmerkungssteil nicht auf die fragliche Stelle zu sprechen kommt, wird man schließen dürfen, daß der Herausgeber in ihr kein Problem gesehen hat.



Eine In-Frage-Stellung des Textträgers hat sich erst mit der Ausgabe Helmut Sembdners ergeben. Sembdner nimmt an, daß der überlieferte Druck an dieser Stelle fehlerhaft ist, und versteht den Seitenübergang als Abschnittsgrenze. Der von ihm konstituierte Text stimmt an der fraglichen Stelle nicht mit dem Druck von 1810 überein.<sup>32</sup> Wo der Erstdruck und

<sup>31</sup> Cf. WW III 169.

<sup>32</sup> Das tut sie auch nicht in der von Streller herausgegebenen Ausgabe, a. a. O. (Anm. 6) – ohne daß dort auf die Emendation eigens hingewiesen würde. DKV, a. a. O. (Anm. 6)

emendiert ebenfalls und bemerkt im Stellenkommentar: »Im Erstdruck fehlt, höchstwahrscheinlich aus Versehen (Seitengrenze 56/57), der Absatz.« (743)



steckte, antwortete: der Schuppen stehe ja schon in Flammen; so warf Kohlhaas den Schlüssel, nachdem er ihn mit Heftigkeit aus der Stallschüre gerissen, über die Mauer, trieb den Knecht, mit Hagebälchen, flachen Hieben der Klinge, in den brennenden Schuppen hinein, und zwang ihn, unter entsetzlichem Gelächter der Umstehenden, die Klappen zu retten. Gleichwohl, als der Knecht schreienbließ, wenige Momente nachdem der Schuppen hinter ihm zusammenstürzte, mit dem Pferde, bis er an der Hand hielt, darauf hervortrat, fand er den Kohlhaas nicht mehr; und da er sich zu den Knechten auf den Schloßplatz begab, und den Hofhändler, der ihm mehrerzmal den Rücken zukehrte, fragte: was er mit den Thieren nun anfangen solle? — hob dieser plötzlich, mit einer scharferlichen Gebärde, den Fuß, daß der Tritt, wenn er ihn gethan hätte, sein Tod gewesen wäre: bestieg, ohne ihm zu antworten, seinen Draußen, setzte sich unter das Thor der Burg, und erseharte, inzwischen die Knechte ihr Wesen fortzueilen, schweigend den Tag.

Als der Morgen anbrach, war das ganze Schloß, bis auf die Mauern, niedergebrannt, und niemand befand sich mehr darin, als Kohlhaas und seine sieben Knechte. Er stieg vom Pferde, und untersuchte noch einmal, beim hellen Schein der Sonne, den ganzen, in allen seinen Winkeln jezt von ihr erleuchteten Platz, und da er sich, so schwer es ihm auch ward, überzeugen mußte, daß die Unerkennung auf die Burg selbsteingeschlagen war, so schickte er, die Brust voll Schmerz und Jammer, Heren mit einigen Knechten aus, um über die Richtung, die der Junker auf seiner Flucht genommen, Nachricht einzuziehen. Besonders beunruhigte ihn ein reiches Fräulein, Namens Eulabrunn, das an den Ufern der Mulde lag, und dessen Ketzissinn, Antonia von Kronka, als eine fromme, wohlthätige und heilige Frau, in der Gegend bekannt war; denn es schien dem unglücklichen Kohlhaas nur zu wahrscheinlich, daß der Junker sich, entblößt von aller Nothdurft, wie er war, in dieses Stifte geflüchtet hatte, indem die Ketzissinn seine liebliche Tante und

Schmidts Ausgabe einen Abschnitt haben, finden sich in Sembdners Text zwei. Der »Michael Kohlhaas« hätte demnach insgesamt 32 Abschnitte. Eine explizite Begründung für seine Emendation gibt Sembdner nicht, kommentiert aber in seinen Anmerkungen den überlieferten Textträger: »Dieser auf einer neuen Seite [...] beginnende Satz [gemeint ist ›Als der Morgen anbrach ...‹] ist dort versehentlich nicht eingezogen, zweifellos sollte dort ein neuer Absatz anfangen.«<sup>33</sup> Die Argumentform, die er zur Begründung seiner Emendation wählt, hat also äußerlich die Gestalt einer Hypothese über den Vorgang des Setzens. Mit einer solchen Hypothese kann jedoch in diesem wie in ähnlichen Fällen allenfalls die Ursache eines Fehlers umschrieben werden. Sie macht jedoch keineswegs schon plausibel, daß überhaupt ein Fehler vorliegt. Hierzu wäre eine Beschreibung des vermeintlichen Sinns der betreffenden Stelle unverzichtbar. Nur wenn man diesen angibt, läßt sich plausibel machen, daß die Textüberlieferung einen Fehler enthält.<sup>34</sup> Sembdner enthält sich jedoch jeder Vermutung, die den Sinn einer Abschnittunterteilung an dieser Stelle betrifft. Seiner Intuition, an der Stelle seiner Emendation sei ›versehentlich‹ der Text entstellt, und der Charakterisierung, hier sei ›zweifellos‹ ein Abschnitt intendiert

33 SW II 897.

34 Von hierher begreift sich das im wörtlichen Sinne Sinnlose des Versuchs der Textologen,

die Frage, was ein ›Textfehler‹ ist, unter Absehung von der Interpretation der betreffenden Stellen definieren zu wollen.

gewesen, ist zu entnehmen, daß auch ihm, allerdings aus entgegengesetzten Gründen als bei Schmidt, die Stelle nicht zum Problem geworden ist.



Eine Argumentform wie die von Sembdner gewählte umgeht das Problem einer kritischen Textkonstitution. Das ist immer der Fall, wenn sich eine Entscheidung über eine Emendation an einer fraglichen Stelle allein auf eine Vermutung über den Vorgang der Textproduktion zu stützen scheint. Für die kritische Konstitution eines poetischen Textes aber gibt es in strittigen Fällen keinen Primat von Hypothesen, die den Produktionsprozeß eines Textes betreffen (textologische Hypothesen),<sup>35</sup> über solche, die auf den Sinn einer Stelle gehen. Beide Fragerichtungen gehören gleichursprünglich zusammen. Szondi hat das im Anschluß an Überlegungen Schleiermachers in die Formulierung gefaßt: »Die Konjektur eines Textkritikers, ja schon die Annahme, daß eine Konjektur, ein Eingriff in den Text nötig ist, läßt sich von seinem Verständnis der Stelle nicht ablösen, wie auch die Entzifferung einer Handschrift dem Verständnis nicht einfach vorausgeht und dieses begründet, sondern immer auch von ihm mitbestimmt wird – in einem Prozeß, in dem Verständnis und Entzifferung sich wechselseitig vorausgreifen, bestätigen, korrigieren.«<sup>36</sup>



Auf den zweiten Blick – Sembdner läßt unerwähnt, daß nicht nur der Seitenkopf der rechten, sondern auch der Seitenfuß der linken Seite nicht eingezogen ist. Im Band der »Erzählungen« von 1810 (er enthält den »Michael Kohlhaas«, »Die Marquise von O...« und »Das Erdbeben in Chili«) gibt es zwei Seitenwechsel, die sich in dieser Frage als Instanzen des Vergleichs anbieten. Sowohl beim Übergang von Seite 194 zu Seite 195 als auch bei dem von Seite 262 zu Seite 263 (in der »Marquise von O...«) sind Seitenkopf und Seitenfuß mit entsprechendem Einzug versehen. Die Anzahl der Zeichen in der Schlußzeile der geraden Seite ist in allen Fällen annähernd gleich. Die letzte Zeile der Seite 56 hat (Interpunktionszeichen immer eingeschlossen) 37 Zeichen (bei 2 Majuskeln), die letzten Zeilen

35 Wie das beispielsweise von Hans Zeller in seinem Aufsatz *Textologie und Textanalyse*. Zur Abgrenzung zweier Disziplinen und ihrem Verhältnis zueinander, in: *editio* 1 (1987), 145–158, behauptet wird.

36 Peter Szondi, *Einführung in die literarische Hermeneutik*, hrsg. v. Jean Bollack u. Helen Stierlin, (= Studienausgabe der Vorlesungen Bd. 5), (Frankfurt am Main 1975), 38.



Gubertium, auf einen Befehl, den er unter einem falschen Vorwand an dasselbe erlassen, diesem Weibe vergewaltigt, bis auf den heutigen Tag, in allen Plätzen des Kurfürstentums nachspüre: wobei er, aus Gründen, die er zu hoch näher zu entwickeln sich weigerte, überhaupt zweifelte, daß sie in Sachsen auszusmitteln sey. Man traf es sich, daß der Kämmerer, mehrere beträchtlichen Güter wegen, die seiner Frau aus der Hinterlassenschaft des abgestorbenen und bald darauf verstorbenen Erzkanzlers, Grafen Kalkheim, in der Neumark zugesallen waren, nach Berlin reisen wollte; deswegen, daß, da er den Kurfürsten in der That liebte, er ihn nach einer kurzen Ueberlegung fragte: ob er ihm in dieser Sache freie Hand lassen wolle? und da dieser, indem er seine Hand herzlich an seine Brust drückte, antwortete: „denke, du seyst ich, und schaff mit dem Getre!“ so beschleunigte der Kämmerer, nachdem er seine Geschäfte abgegeben, um einige Tage seine Abreise, und fuhr, mit Zurücklassung seiner Frau, bloß von einigen Bedienten begleitet, nach Berlin ab.

Kohlhaas, der inzwischen, wie schon gesagt, in Berlin angekommen, und, auf einen Specialbefehl des Kurfürsten, in ein ritterliches Gefängniß gebracht worden war, das ihn mit seinen fünf Kindern, so bequem als es sich thun ließ, empfing, war gleich nach Erscheinung des kaiserlichen Anwalts aus Wien, auf den Grund wegen Verletzung des öffentlichen, kaiserlichen Landfriedens, vor den Schranken des Kammergerichts zur Rechtschaft gezogen worden; und ob er schon in seiner Verantwortung einwandte, daß er wegen seines bewaffneten Einfalls in Sachsen, und der dabei verübten Gewaltthätigkeiten, kraft des mit dem Kurfürsten von Sachsen zu Lüben abgeschlossenen Vergleichs, nicht belangt werden könne: so erfuhr er doch, zu seiner Verehrung, daß des Kaisers Majestät, deren Anwalt hier die Beschwerde führte, darauf keine Rücksicht nehmen könne: ließ sich auch sehr bald, da man ihm die Sache auselander setzte und erklärte, wie ihm dagegen von Dresden hie, in seiner Sache gegen den Junker Benzel von Tronka, völlige

St a

wissenschaftlichen Empfängniß sey? — Die Hebamme lächelte, machte ihr das Tuch los, und sagte, das würde ja doch der Frau Marquise wohl nicht seyn. Mein, nein, antwortete die Marquise, sie habe wissenschaftlich empfangen, sie wolle nur im allgemeinen wissen, ob diese Erscheinung im Reich der Natur sey? Die Hebamme versetzte, daß dies, außer der heiligen Jungfrau, nach keinem Weibe auf Erden zugesprochen wäre. Die Marquise zitterte immer heftiger. Sie glaubte, daß sie augenblicklich niederkommen würde, und bat die Geburtshelferin, indem sie sich mit krampfhafter Bekämpfung an sie schloß, sie nicht zu verlassen. Die Hebamme beruhigte sie. Sie versicherte, daß das Wochenbett noch beträchtlich entfernt wäre, gab ihr auch die Mittel an, wie man, in solchen Fällen, dem Leiden der Weib auszuweichen könne, und meinte, es würde noch Alles gut werden. Doch da diese Trostgebende der unglücklichen Dame völlig wie Messerspitze durch die Dienst fuhren, so sammelte sie sich, sagte, sie befände sich besser, und bat ihre Geburtshelferin sich zu entfernen.

Kaum war die Hebamme aus dem Zimmer, als ihr ein Schreiben von der Mutter gebracht ward, in welchem diese sich so ausließ: „Herr von G... wünsche, unter den obwaltenden Umständen, daß sie sein Haus verlasse. Er freude ihr hierbei die über ihr Vermögen lautenden Papiere, und hoffe daß ihm Gott den Zammer ersparen werde, sie wieder zu sehen.“ — Der Brief war inzwischen von Thedäen beneht; und in einem Winkel stand ein verwuschtes Wort: dictirt. — Der Marquise küßte der Schmerz aus den Augen. Sie ging, heftig über den Irrthum ihrer Eltern weinend, und über die Ungratigkeit, zu welcher diese vorzefflichen Menschen verführt wurden, nach den Gemächern ihrer Mutter. Es hieß, sie sey bei ihrem Vater; sie wollte nach den Gemächern ihres Vaters. Sie sank, als sie die Thüre vergeschlossen fand, mit jammender Stimme, alle Heiligen zu Zeugen ihrer Unschuld anrufend, vor denselben nieder. Sie mochte wohl schon einige Minuten hier gelegen haben, als der Hofmeister daraus hervortrat, und zu ihr mit stammendem Gesicht

der Seiten 194 und 262 jeweils 39 Zeichen (bei 2 bzw. 1 Majuskel). Daß auf Seite 56 unten nicht linksbündig eingezogen worden ist, kann also nicht mit Platzmangel erklärt werden. Die Zeile ist mit großen Spatien aufgefüllt worden, damit sie im Blocksatz abschließt. Die Vermutung scheint sich nicht von der Hand weisen zu lassen, daß der Setzer der Vorlage an der fraglichen Stelle keine Anweisung für das Setzen eines Abschnitts hat entnehmen können.



Die Wahrscheinlichkeit ist also hoch, daß die Ordnung des Druckes von 1810 mit der des Textes übereinkommt. Sie bleibt allerdings Wahrscheinlichkeit. Schließlich gälte selbst »für eine Urschrift«, wie Schleiermacher hervorgehoben hat, »dieselbe Aufgabe und dieselbe Art sie zu lösen wie für die Abschriften [und Drucke; RR], denn auch jene kann durch Schreibfehler aller Art entstellt sein.«<sup>37</sup> So wäre denkbar, daß im Manuskript, noch wahrscheinlicher aber in der Fahnenkorrektur der Abschnitt derart un deutlich markiert war, daß der Setzer ihn nicht bemerkt oder ein Korrekturzeichen mißverstanden hat. Desgleichen wäre die Möglichkeit einzu-

37 Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher, Hermeneutik und Kritik, a. a. O. (Anm. 2), 352.

räumen, daß die Auswirkung einer Fehllesung des Setzers auch bei einer sorgfältigen Autorkorrektur (wie ich sie für den Druck von 1810 annehme) übersehen oder aus Zeitgründen nicht mehr geändert werden konnte. Durch die Position der fraglichen Stelle in der Seitenfuge ist diese Möglichkeit allemal gegeben. Wie hoch man aber auch immer die Wahrscheinlichkeit solcher Versehen veranschlagt – eine textkritische Entscheidung für oder gegen den Druck von 1810 wird man auf sie nicht gründen wollen. Das Problem bleibt. Es bleibt als Problem zu bewahren.



Ein letzter Blick – Das Wörtchen »Als«, mit dem die neue Seite beginnt, paßte an sich noch bequem in die letzte Zeile von Seite 56. Dort wären weniger große Spatien zwischen den Worten notwendig gewesen, und zugleich hätte die erste Zeile von Seite 57 nicht so auffällig eng gesetzt werden müssen. Das Argument, man habe in die letzte Zeile einer Seite nicht noch ein kleines Wort eines neuen Satzes setzen wollen, trägt nicht weit. Im Druck von 1810 gibt es fünf Stellen,<sup>38</sup> an denen der Zeilenumbruch in der Seitenfuge auf jene Weise vorgenommen wurde, wie er hier vermieden

38 132/133; 200/201; 206/207; 300/301; 340/341. Die Seitenfuge 206/207 geht sogar mitten durch ein Wort (»Wo/hin«).



scheint. Und nicht ganz unwahrscheinlich ist bei dem hier vorliegenden sorgfältigen Druck zudem, daß eine allgemeine Druckanweisung der geschilderten Art, hätte sie zu einer optischen Interferenz im Druckbild geführt, vom Setzer außer Kraft gesetzt worden wäre.



Man sieht: Die Mutmaßungen über den Produktionsprozeß führen, weit entfernt davon, den irritierten Leser aus ihr zu befreien, in die Aporie erst hinein. Und die Phantasie, einmal ins Spiel gebracht, läßt sich nicht auf Geheiß sistieren. Wie auch immer man aber den Befund an dieser Stelle durch Hypothesen über den Prozeß der Herstellung zu erklären versucht – diese Hypothesen ermöglichen nicht, die strittige Frage positiv oder negativ zu entscheiden.

Von Kleists Erzählung ist bisher noch nicht die Rede gewesen. Das ist kein Zufall. Ging es doch zunächst darum, einen Argumenttyp als unzureichend aufzuweisen, der die Frage nach dem Sinn einer Textpassage bei der Konstitution des Textes an einer problematischen Stelle mehr oder weniger auszuklammern sucht. Aber auch Sembdner kann zu seiner Emendation keineswegs allein durch den Blick auf den Überlieferungsträger geführt worden sein. Die Tatsache, daß ein Satzende mit einem Seiteneende zusammenfällt, hätte für sich genommen eine Emendation wie die diskutierte niemals rechtfertigen, allenfalls nahelegen können. Die Überlieferung gibt, der Editor nimmt Anstoß. Das Verfahren in diesem wie in vergleichbaren Fällen einer schwerwiegenden Emendation, die Sinnvermutung des Editors dem Leser vorzuenthalten und den Eingriff mit Hinweisen auf den Produktionsprozeß abzumildern, widerspricht der Forderung nach Transparenz in der Konstitution des kritischen Textes. Wenn der Editor seine Karten nicht auf den Tisch legt, ist ein kritischer Leser seines Textes dazu gezwungen, seinerseits noch einmal Konjekturen diesmal nicht über die Autor-, sondern über die Editorintention anzustellen. Das Problem des Textes aber bleibt.



Ich habe soeben von einer »schwerwiegenden Emendation« gesprochen. Mancher Leser wird da Zweifel haben. Es liegt aber bei Texten, wie die Kleists es sind, ja bei poetischen Texten überhaupt, die Vermutung nahe, daß es einen für das Verständnis ihres Aufbaus und ihrer inneren Gliederung erheblichen Unterschied macht, ob sie einen Abschnitt mehr oder

weniger haben.<sup>39</sup> Allein die Tatsache, daß Kleists Texte auch sonst an der Abstraktheit von Zahlenverhältnissen Momente des Gehalts reflektieren,<sup>40</sup> würde bereits Fragen in dieser Richtung legitimieren. Sembdners Abschnitts-Emendation ließe sich hierdurch unterstützen. Ihrzufolge betrüge, wie bereits erwähnt, die Anzahl der Abschnitte 32. In der »Herrmannschlacht« erscheint diese Zahl aber *expressis verbis* – vermittelt über das Gesamt aller Himmelsrichtungen – als Anzeige von Vollständigkeit.<sup>41</sup> Man kann darum versucht sein, einen Reflex an der Zahl für den »Michael Kohlhaas« ebenfalls geltend zu machen. An ihm wäre das Bemühen abzulesen, das Disparate dessen, was material erzählt wird, zumindest formal mit einer klassischen Abrundung zu versehen.



Hinzu kommt, daß die Zahl 32 in der Tradition auch in einem Zusammenhang eine Rolle spielt, der sich auf einen zentralen thematischen Komplex des »Kohlhaas« anscheinend direkt beziehen läßt. Ausgehend vom 32. Psalm (Vulgata-Zählung) mit seiner Anrufung der Gerechten steht die Zahl 32 (als  $4 \times 8$ ) in der Exegese spätestens seit dem Psalmenkommentar des Honorius<sup>42</sup> für die Berufung der Gerechten aus der vierteiligen Welt.<sup>43</sup> Da Psalm 32 auch sonst semantische Felder anspricht, die im »Kohlhaas« markiert sind (die »Furcht Gottes« in v. 8; die Frage nach dem Verhältnis von Gerechtigkeit und Gericht des Herrn einerseits und seiner Güte andererseits in v. 5; die Bedeutungslosigkeit sozialer Unterschiede im Angesicht Gottes [»Einem Könige hilft nicht seine große Macht;

39 Miroslav Červenka, *Semantic Contexts*, in: *Poetics* 4 (1972), 91–108 (dt. Übers. in: R. Brüning u. B. Zimmermann [Hrsg.]: *Theorie – Literatur – Praxis* [Frankfurt am Main 1975], 63–84), spricht mit Recht von einem Abschnitt als von einer selbständigen semantischen Einheit (dt. Übers. 64).

40 Vgl. hierzu nur die Arbeit von Oskar Seidlin, *What the Bell Tolls in Kleist's »Der zerbrochne Krug«*, in: *DVjs* 51 (1977), 79–97.

41 BKA I/7, 160, v. 2438–40: Komar spricht dort: »Sieg! König Marbod! Sieg! Und wieder, Sieg! / Von allen zwei und dreißig Seiten, / Durch die der Wind in Deutschlands Felder bläs't!« Wie sehr mit dieser Zahl auch sonst der Gedanke von *Konzentrierung* verbunden ist, kann man sich etwa am Grundriß einer Stadt

wie Karlsruhe deutlich machen, von der Kleist im Brief vom 16. Dezember 1801 an Ulrike schreibt, sie sei »wie ein Stern gebaut [...] klar u. lichtvoll wie eine Regel, u. wenn man hineintritt, so ist es, als ob ein geordneter Verstand uns anspräche.« (BKA IV/2, 154)

42 Honorius, *Commentarius in Psalmos* (bei Gerhoh von Reichersberg, PL 193, 1321 B): »... omnes justi de quattuor partibus Orbis collecti in octo beatitudines conveniunt.«

43 Heinz Meyer, *Die Zahlenallegorese im Mittelalter. Methode und Gebrauch* (München 1975), 157f.: »Die Zahl 32 ( $4 \times 8$ ) bezeichnet die Berufung der Gerechten aus der vierteiligen Welt. ... Die Zahlenbedeutung entspricht dem Inhalt des 32. Psalms, der das Lob der Gerechten besingt.«



ein Riese wird nicht errettet durch seine große Kraft.« v. 16<sup>44</sup>]), scheint in diesem Fall auch der Exkurs in die Tradition eine Emendation zu stützen.



Man würde sich jedoch sehr täuschen, wenn man ihn schon für ausreichend hielte. Sieht man einmal von den bekannten Schwächen zahlen-symbolischer Argumentationen ab – an fast jede Zahl unter 100 lassen sich Deutungen knüpfen<sup>45</sup> –, so stimmt in diesem Fall schon skeptisch, daß die überlieferte Auslegung der 32 an die Psalmenzählung von Hieronymus' Vulgata gebunden ist. An die Zählung der auf den hebräischen Text zurückgehenden Luther-Bibel läßt sie sich nicht anschließen. Es ist daher zwar nicht ausgeschlossen, aber wenig wahrscheinlich, daß sie mit Blick auf die fragliche Emendation Kleists »Michael Kohlhaas« explikative Kraft hat.<sup>46</sup> Begründet werden könnte eine Emendation mit einer solchen Überlegung aber ohnedies nicht.



Nimmt man an, daß die um die Felder ›Vollständigkeit‹ und ›Gerechtigkeit‹ herum gruppierten Konnotationen Kleist für die quantitativen Verhältnisse in der Abschnittsgliederung tatsächlich bedeutsam gewesen sind – und das soll keineswegs ausgeschlossen werden –, so ist damit noch gar nicht die entscheidende Frage berührt, ob er sie affirmativ verwendet hat oder nicht vielmehr die Spannung gegenüber der klassischen Lösung hervorheben wollte.<sup>47</sup> Dann aber würde sprechend werden, daß die Erzählung gerade nicht 32, sondern 31 Abschnitte hat. Eine Emendation wäre nicht nur überflüssig. Sie würde eine Intention des Textes verdecken.

44 Sogar die Rosse erscheinen in diesem Psalm (»Rosse helfen auch nicht, und ihre große Stärke errettet nicht.« [v. 17]).

45 Damit ist nicht bestritten, daß solche Deutungen mit Recht erfolgen können. Das wird immer dann der Fall sein, wenn die formalen Hinweise, die man durch die Beobachtung der formalen Befunde gewinnen kann, auch im Material reflektiert sind.

46 Luther wird von Kohlhaas übrigens selbst in Zusammenhang mit seiner Übersetzung der Psalmen gebracht. Vgl. 1506f. »[...] unter den Engeln, deren Psalmen ihr aufschreibt [...]«.

47 Wie das etwa in Hölderlins Gedicht »Andenken« der Fall ist, wo alle Strophen mit Ausnahme der Schlußstrophe zwölf Verse haben, und die Tatsache, daß die letzte Strophe nur elf Verse aufweist, in sprechender Spannung

Auch dieser Versuch, die Abschnittsemendation zu begründen, führt also in eine Aporie. Ein zweiter, erfolgversprechenderer Weg, aus ihr herauszugelangen, scheint sich anzubieten, wenn man auf die, wie Schleiermacher es genannt hat, »unmittelbaren Umgebungen«<sup>48</sup> der Stelle achtet. Dabei läßt sich geltend machen, daß – gesetzt, an der problematischen Stelle des Textes sei tatsächlich eine Absatzmarkierung zu emendieren – die folgenden drei Abschnittsanfänge temporal exakt in der Ordnung der Tageszeiten aufeinander folgen: »Als der Morgen anbrach, [...]« (122), »Gegen Mittag kam Herse und bestätigte ihm, [...]« (124) und »Er kehrte, da die Nacht einbrach, [...]« (128). Die Plausibilität dieses Argumentes zehrt von der impliziten Hypothese, daß die formale Ordnung des Textes sich an dieser Stelle an der zeitlichen Ordnung des Erzählten orientiert. Der Block der drei temporal sequenzierten Abschnitte, der durch die Emendation entstanden ist, wird als Ganzer dem vorausgehenden Abschnitt entgegengesetzt und erscheint ihm gegenüber als Einheit. Die Individuation des Abschnittes von »Er fiel auch, [...]« (118) bis »[...] schweigend den Tag.« (122) bestimmt sich von außen durch Negation – durch das, was ihm als geordneter Block entgegensteht und ihn begrenzt.



So überzeugend dieser Hinweis auf die Parallelität zwischen Abschnittsgliederung und temporaler Indizierung des erzählten Geschehens zu sein scheint – auch er reicht nicht aus, die fragliche Emendation plausibel zu machen. Daß entsprechende Gliederungen mit parallelen Ordnungen von Abschnitts- und Handlungssequenzen auch sonst in Kleists Erzählungen begegnen,<sup>49</sup> ist wie der Rückgriff auf die Zahlensymbolik für sich genommen ein totalisierendes Argument, dessen Applikation auf ein Einzelproblem fragwürdig bleiben muß. Läßt sich ihm doch stets mit der Frage entgegentreten, wie der Autor es hätte anstellen sollen, wenn er sich einmal nicht der vermeintlich abstrahierbaren Regularität des von ihm Niedergeschriebenen hätte beugen wollen – außer eben durch jenes Verfahren, des-

zu dem Gestus steht, es könne mit einem Vers wie »Was bleibet aber, stiften die Dichter.« Definitives gesagt sein. Vgl. hierzu RR, »... /Die eigene Rede des andern.« Hölderlins »Andenken« und »Mnemosyne« (Basel, Frankfurt am Main 1990), 302ff.

48 Cf. etwa Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher, *Hermeneutik*. Nach den Handschriften

neu hrsg. u. eingel. v. Heinz Kimmerle (Heidelberg 1959), 65. Vgl. auch ebd. 64, 92, 95.

49 Und dabei bekanntlich nicht selten eine Nähe zur szenischen Phantasie des Dramatikers verraten.



sen Produkt das totalisierende Argument aus der Welt schaffen würde. Daß die temporale Ordnung des Erzählten auch nicht mit der formalen der Abschnittsgliederung zusammenfallen kann, wird im »Kohlhaas« denn auch eigens vorgeführt: in dem exorbitant<sup>50</sup> langen Abschnitt, der die Berichte des sächsischen Kurfürsten und Kohlhaas' über ihre Begegnung mit der Zigeunerin bündelt (229-269). Ganz augenscheinlich kam es Kleist hier darauf an, in die Einheit jenes Abschnittes beide divergierenden Perspektiven zu integrieren, und eben dieser leitende Gesichtspunkt beherrscht die äußere poetische Form des Abschnitts. Orts- und Zeitwechsel sind ihm untergeordnet. An die Stelle einer Absatzmarkierung tritt entweder ein Gedankenstrich<sup>51</sup> oder es entfällt jede nähere Kennzeichnung.<sup>52</sup> Wenn man dem Unzureichenden des komparativen Verfahrens in dieser Frage nicht ausweichen sucht, wird man zu der Konsequenz kommen, daß offenbar auch ein Abschnitt als ein Individuum aufzufassen ist. Seine Bestimmtheit ist, wie Hegel in einem Satz schreibt, auf den gleich einiges Licht fallen wird, »wesentlich von einer bloßen Ordnung oder Arrangement und äußerlichem Zusammenhang von Teilen verschieden; sie ist als an und für sich seiende Bestimmtheit eine immanente Form, selbst bestimmendes Prinzip, welchem die Objekte inhärieren, und wodurch sie zu einem wahrhaften Eins verbunden sind.«<sup>53</sup>



Das skizzierte editorische Problem mündet in die allgemeine Frage ein, was überhaupt ein Abschnitt innerhalb eines poetischen Textes sein könnte. Traditionelle Textkritik mag sich dieser Frage immer schon enthoben fühlen; im Umgang mit einem konkreten Problem der Textkonstitution drängt sie sich hier gleichwohl auf, und es wäre nur Ausdruck von Reflexionsverweigerung, sich ihr entziehen zu wollen. Wer immer an der fraglichen Stelle emendiert, appliziert ein allgemeines Vorverständnis von dem, was ein Abschnitt ist – selbst wenn ihm die implizite Beanspruchung

50 Er ist mehr als doppelt so umfangreich wie der quantitativ ihm am nächsten stehende und erstreckt sich über ungefähr 20% des gesamten Textes.

51 Vgl. 25: »[...] und für den ganzen Rest der Stunde, die er im Flecken zubrachte, für den Junker, der an der Tafel saß, wie nicht vorhanden, wandte er sich erst wieder, als er den Wagen bestieg, mit einem Blick, der ihn abschiedlich grüßte, zu ihm zurück. – Der Zustand des Kurfürsten, als er diese Nach-

richt bekam, verschlimmerte sich in dem Grade, [...]«.

52 Ebd. 251: »[...] dergestalt wenigstens, daß man ihn in einen Wagen bringen, und mit Kissen und Decken wohl versehen, nach Dresden zu seinen Regierungsgeschäften wieder zurückführen konnte. Sobald er in dieser Stadt angekommen war, ließ er [...]«

53 Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Wissenschaft der Logik*, hrsg. v. Georg Lasson, 2 Bde. (Hamburg 1932), II 373.

dieses kategorialen Vorverständnisses undurchsichtig sein sollte. Die Aufgabe aber, es zumindest ansatzweise zu explizieren, gehört zur Textkritik an dieser Stelle essentiell hinzu. Durch die Flucht in entferntere Fragestellungen wie die nach der drucktechnischen Produktion kann man ihr nicht entgehen. Eine ausschließlich auf den materialen Befund gehende Untersuchung kann hier, das hatte sich bereits gezeigt, keine ausreichende Evidenz für sich beanspruchen.



Abschnitte in Texten sind *gesetzte formale Einheiten*. Je nachdem, mit welcher Art von Texten man es zu tun hat, haben diese Einheiten unterschiedlichen Charakter. Am Aufbau eines Branchenverzeichnisses etwa läßt sich anschaulich machen, wie ein Text aussieht, dem die Form zu externen Zwecken übergestülpt worden ist. Sein alphabetisches Raster produziert zwar deutlich voneinander abgehobene diskrete Einheiten. Den aufgelisteten Referenzen bleibt es allerdings – und das ist sogar eine notwendige Bedingung seiner Funktionalität – äußerlich. Durch Neuaufnahme und Streichung von Einträgen können die Abschnitte deshalb beliebig erweitert oder verkürzt werden. Als Abschnitte verändern sie sich dabei nicht. Es ist kontingent, wie lang solche Abschnitte sind, es ist kontingent, womit sie beginnen, und kontingent ist auch, womit sie aufhören.



Bei einem Abschnitt innerhalb eines poetischen Textes führt das für poetische Texte spezifische Reflexionsverhältnis von Form und Materie dazu, daß diese Kontingenz minimiert wird.<sup>54</sup> Ein Abschnitt ist dem *expressis verbis* Ausgesprochenen nicht äußerlich; er ist dessen eigene Reflexion zu seiner Einheit. Um diesen Gedanken in seinen Konsequenzen zu verdeutlichen, ist es aufschlußreich, einen Sprung in die Lyrik zu machen. Die Form des Verses (auf einer anderen Ebene die der Strophe) macht hier

54 Vgl. hierzu aus rezeptionsästhetischer Perspektive auch Jan Mukařovský, *Beabsichtigtes und Unbeabsichtigtes in der Kunst*, in: ders., *Studien zur strukturalistischen Ästhetik und Poetik* (München 1974), 31-65. Anzunehmen, daß in einem poetischen Text – wie Kleist sagen würde – alles seinen guten Grund hat, muß freilich nicht notwendigerweise (so wahrscheinlich die Diagnose der traditionellen Philologie) ein hart

an der Grenze anankastischer Verhaltensweisen sich aufhaltendes Tun sein. Um diese Annahme zu motivieren, genügt es bereits darauf hinzuweisen, daß andernfalls die Gefahr unabsehbar groß wäre – siehe *Gustav/August* –, die Intention eines Textes völlig zu verfehlen. Details in poetischen Texten sind nie »nur« Details.



eine verwandte formale Einheit aus. In Gedichten mit autonomer Metrik beispielsweise entspricht die Versform sowohl hinsichtlich ihrer Variabilität als auch in ihrer durchgängigen Reflexion des material Ausgesprochenen ziemlich genau der Form des Abschnitts in einem poetischen Prosatext. Es leuchtet aber ein, daß es ein sinnloses Unterfangen wäre, einem Stück Sprache die Form des Verses äußerlich überzustülpen – etwa indem man eine beliebige Passage Prosa umbricht. Dabei entstehen allenfalls Zeilen (die aber jede gedruckte Prosa sowieso schon hat), nicht jedoch Verse. Als individuierte sprachliche Einheiten verhalten Verse wie auch Abschnitte sich zu ihrem Ausgesprochenen als zu sich selbst: Anfang, Ende und Mitte sind in ihnen genau aufeinander bezogen. Es ist nicht gleichgültig, womit angefangen, womit geendet wird, ob sie zäsuriert oder nicht zäsuriert sind.<sup>55</sup> Dasselbe gilt für einen Abschnitt eines Prosatextes: Er hat einen bestimmten *Anfang* und ein bestimmtes *Ende*, der eines Branchenverzeichnisses dagegen *beginnt* irgendwo und *hört* irgendwo auf. Anfang und Ende sind – ein Aristotelischer Gedanke<sup>56</sup> – im Unterschied zu Beginn und Aufhören aufeinander und gemeinsam auf ihre Mitte bezogen. Der Anfang ist der Anfang des Endes, das Ende ist das Ende des Anfangs und die Mitte hält Anfang und Ende auseinander, indem sie beide aufeinander und auf sich bezieht.<sup>57</sup> Die darin begriffene Individuierung eines Abschnittes kann in verschiedenen poetischen Texten einer oder verschiedener Epochen,<sup>58</sup> ja sogar innerhalb eines einzigen poetischen Textes unterschiedliche Grade annehmen.<sup>59</sup> Es liegt aber analytisch im Begriff des poetischen Textes, daß ein solcher Text sich in seinen formalen Einheiten individuiert. Der Aufweis, daß das nicht geschieht, ist daher in einem der Aufweis, daß man es nicht mit einem poetischen Text zu tun hat – nicht etwa ein Einwand gegen den vorgetragenen Gedanken.<sup>60</sup>

55 Das ist im Blick auf zwei Hölderlin-Gedichte in extenso dargelegt in: RR, »... /Die eigene Rede des andern.«, a. a. O. (Anm. 47).

56 *De arte poet.* 7, 14,50<sup>b</sup> 24ff.

57 Vgl. auch Schleiermacher, *Die allgemeine Hermeneutik* (1809/10), hrsg. v. Wolfgang Virmond, in: Schleiermacher-Archiv, hrsg. v. Hermann Fischer u. a. Bd. 1. Teilband 2 (Internationaler Schleiermacher-Kongreß, Berlin 1984), 1270-1310: »Die objective Einheit wird nothwendig gefunden durch Zusammenhalten von Anfang und Ende. [...] das vollendende Rückweisen auf den Anfang auf irgend eine Art ist immer entscheidend.« (1301)

58 Es wäre somit nur ein scheinbar triftiger Einwand, gegen den vorgetragenen Gedan-

kengang historische Gesichtspunkte anzuführen. Auch wenn der Begriff der Individualität sich erst ab einem bestimmten Zeitpunkt als deskriptiv durchgesetzt hat, kann die Sache schon vorher begegnen.

59 Aufgabe einer Literaturgeschichte könnte es dann etwa sein, die Unterschiede, die sich in der Behandlung dieser charakteristischen Phänomene im Laufe der Zeit ergeben haben, zu untersuchen.

60 Die Sprachbewegung vieler Texte der Moderne verhält sich bekanntlich kritisch gegenüber starren Schemata, so daß sich vielleicht der Verdacht nahelegen kann, hier werde versucht, den Texten etwas ihnen Fremdes überzustülpen. Dagegen ist zu sagen, daß das

Der fragliche Abschnitt findet sich an einer Gelenkstelle des »Kohlhaas«: er eröffnet den zweiten Teil der Erzählung. Der Erzähler berichtet von Kohlhaas' Versuch, sich gewaltsam das Recht zu verschaffen, das ihm im ersten Teil verweigert worden zu sein scheint. Der Schritt zur Auflehnung läßt sich bekanntlich aus verschiedenen Perspektiven verschieden deuten. Kleists Text selbst legt den Akteuren und Beobachtern divergente, je für sich durchaus legitime Beurteilungen von Kohlhaas' Handeln in den Mund, die einseitig zu favorisieren nur etwas über den jeweiligen Interpreten aussagen würde,<sup>61</sup> nichts jedoch über Kleists Text,<sup>62</sup> der sich auf der Ebene des Plots einer eindeutigen Stellungnahme entzieht. Für die Frage, wie der Text selbst Kohlhaas' Schritt in den gewaltsamen Widerstand situiert, können die widersprüchlichen Einschätzungen, die *expressis verbis* in der Erzählung gegeben werden, daher nicht entscheidend sein. Eher schon gibt die sprachliche Darstellung<sup>63</sup> in der Eingangsperiode des zweiten Teils in dieser Sache eine zuverlässige Auskunft.



»Er fiel auch, mit diesem kleinen Haufen, schon, beim Einbruch der dritten Nacht, den Zollwärter und Thorwächter, die im Gespräch unter dem Thor standen, niederreitend, in die Burg, und während, unter plötzlicher Aufprasselung aller Baraken im Schloßraum, die sie mit Feuer bewarfen, Herse, über die Windeltreppe, in den Thurm der Voigtei eilte, und den Schloßvoigt und Verwalter, die, halb entkleidet, beim Spiel saßen, mit Hieben und Stichen überfiel, stürzte Kohlhaas zum Junker Wenzel ins Schloß.«

Reflexionsverhältnis von Anfang und Ende – wie Reflexionsverhältnisse immer – keineswegs statisch zu verstehen ist und selbst solche Texte, die es aufzulösen suchen, sich nur in bestimmter Negation von ihm abstoßen können.

61 Siehe nur Rudolf v. Jhering, *Der Kampf um's Recht* (Wien 1900) und, entgegengesetzt, Horst Sendler, *Über Michael Kohlhaas – damals und heute* (Berlin, New York 1985).

62 Vgl. in ähnlichem Sinne Regina Ogorek, *Adam Müllers Gegensatzphilosophie und die Rechtsausschweifungen des Michael Kohlhaas*, in: *KJb* 1988/89, 96-125, hier: 98: »Im folgenden wird unterstellt, daß der Dichter keine Antwort auf die Frage suchte, ob Kohlhaas Recht oder Unrecht hatte, sondern daß er das eigentümliche Schicksal des historischen Kohlhaas eher zum Anlaß genommen hat,

die Begrenztheit der Rechtsdimension und ihre Eingebundenheit in politische, religiöse, psychologische und mystische Kontexte dichterisch zu inszenieren.«

63 Unter sprachlicher Darstellung verstehe ich ein bestimmtes Verhältnis von Form und Materie. In einem Satz wie »Das Wahre ist das Ganze« stellt sich das Un-Wahre darin dar, daß der Satz formal nur ein Teil eines Textes ist, dem noch viele andere Sätze vorausgehen und folgen. Sein materiell Ausgesprochenes bricht sich an seiner Form, so daß der Satz, sprachlos sprechend, bereits seine eigene Kritik enthält – wovon der Autor des besagten Satzes vermutlich ein deutlicheres Bewußtsein hatte, als ein späterer Exeget, der vermeintlich opponierend, mit dem Satz Kritik zu üben glaubte, das Ganze sei das Unwahre.



(118) – Für das Verständnis dieser umfangreichen und in sich mannigfach verschränkten Periode ist es notwendig, die Aufmerksamkeit auf ein zentrales Spezifikum sprachlicher Darstellung in Kleists Prosa zu lenken, auf das bereits im Zusammenhang der Interpretation der »Verlobung in St. Domingo« hinzuweisen war.<sup>64</sup> Es zeichnet Kleists Prosa nämlich aus, daß sie die der Periode an sich subordinierte Einheit des Kolons gegen die übergreifende syntaktische Ordnung nicht nur formal, sondern vor allem semantisch sperrt, und dabei häufig den Rahmen des unmittelbar an Ort und Stelle Ausgesprochenen sprengt. Der Fortgang der Prosa erweist sich als unterminiert, und es kommt immer wieder, freilich jeweils nur für Augenblicke, zu einem punktuellen Aufblitzen eines allgemeineren Textsinns, das die Bezüge der konkreten Äußerungssituation transzendiert und als Kommentar zu dem gelesen werden, was den Handelnden auf der Ebene des Erzählten verborgen ist. Ein besonders sprechendes Beispiel für diese Darstellungsweise findet sich im »Kohlhaas« von 1810 in jener Passage der Erzählung, in der Kohlhaas seine Frau erstmals mit seinen Plänen für ein gewaltsames Vorgehen konfrontiert. Kohlhaas insinuiert dort umstandsloses Einverständnis, wo doch alles andere als klar ist, ob er ein solches voraussetzen kann: »Lieber ein Hund seyn, wenn ich von Füßen getreten werden soll, als ein Mensch! Ich bin gewiß, daß meine Frau hierin so denkt, als [!] ich.« (107f.) Es folgt ein Gedankenstrich und dann das syntaktisch gesperrte Kolon, das seiner Frau vom Erzähler als unmittelbare Replik und In-Frage-Stellung der gemachten Voraussetzung in den Mund gelegt wird: »Woher weißt du« (108). Durch die Behandlung der Syntax wird hier vorübergehend ein Sinn freigesprengt, der auf einer anderen Ebene angesiedelt ist als jener gewöhnliche, der sich einstellt, wenn man weiterliest: »fragte jene wild, daß man dich in deinen Rechten nicht schützen wird?« (108) Kleists Prosa an dieser Stelle könnte man getrost tiefenhermeneutisch nennen. Sie spricht aus, was die Frau sich nicht zu sagen getraut, und enthüllt die latente Gewalttätigkeit der vorausgegangenen sprachlichen Handlung des Mannes. Erzähltes und dessen Kommentierung fallen für einen Moment zusammen.<sup>65</sup>

64 Cf. »Die Verlobung in St. Domingo« – eine Einführung in Kleists Erzählen, unten, 245–291; hier: 250–254.

65 Das latent gewaltsame Verhältnis zwischen Kohlhaas und seiner Frau wird vom Erzähler einige Zeilen später noch einmal unterstri-

chen, der auf Kohlhaas' rhetorische Sachfrage: »Sag' mir an, sprach er, indem er ihr die Locken von der Stirne strich: was soll ich thun?« und dessen rhetorische Entscheidungsfragen: »Soll ich meine Sache aufge-

kehrt man von hier aus wieder zu der Eingangsperiode des zweiten Teils zurück, so gibt die sprachliche Darstellung des Textes mit ihrer auffälligen Sperrung des ersten Kolons [»Er fiel auch«] zu verstehen, daß der Text dasjenige, was auf der Ebene des Plots als Schritt erscheint, in engem Bezug zur Sprache der Theologie vielmehr als Fall des Kohlhaas bestimmt. Als virtuelles Koordinatensystem, in welches die Daten der »Kohlhaas«-Handlung eingetragen werden, enthüllt sich die biblische Geschichtsauffassung mit den Stadien Paradies, Sündenfall, Geschichte und Jüngstes Gericht. Von den Konsequenzen dieser Beobachtung für das Verständnis des ersten Teils der Erzählung wird noch zu reden zu sein. Zunächst ist festzuhalten, daß mit dem Eingangsabschnitt des zweiten Teils das Selbstverständnis des Kohlhaas und die sprachliche Darstellung auseinanderdriften. Zum einen begreift sich Kohlhaas zunehmend mehr als »einen Statthalter Michaels, des Erzengels« (140) – obwohl ihm zu dieser Statthalterschaft, wie die Unterredung mit seiner Frau offenbarte, speziell die Attribute der Gnade und der Barmherzigkeit fehlen, ohne die die christliche Überlieferung sich den Erzengel Michael nicht vorstellen konnte.<sup>66</sup> Kleists Text hingegen läßt unmittelbar nach dem Satz vom Fall des Kohlhaas mittels einer ambiguen Formulierung durchblicken, daß Kohlhaas' Rachefeldzug unter dem Zeichen des Satans, des gestürzten Engels,<sup>67</sup> steht: »Der Engel des Gerichts fährt also vom Himmel herab« (118). Daß Kohlhaas aus der Perspektive des »alte[n] Landvoigt[s], Otto von Gorgas« (130) ausgerechnet als »Drache[...]« erscheint, »der das Land verwüstet[...]« (132), unterstreicht nachdrücklich die extreme Doppelbelichtung, die Kleists Text vornimmt. Bekanntermaßen ist es gerade dieses Tier, das in der Apokalypse des Johannes den Satan repräsentiert und vom Erzengel Michael bekämpft wird.<sup>68</sup> Die Brutalität, mit der Kleists Text Kohlhaas in dem fraglichen Abschnitt

ben? Soll ich nach der Tronkenburg gehen, und den Ritter bitten, daß er mir die Pferde wieder gebe, mich aufschwingen, und sie dir herreiten?« nach einem Gedankenstrich die dreifach unterdrückte, bezeichnenderweise mit dem Zeichen der Exklamation versehene Antwort der Frau dem Leser mit den Worten mitteilt: »Lisbeth wagte nicht: ja! ja! ja! zu sagen – sie schüttelte den Kopf, sie drückte ihn heftig an sich, und bedeckte mit heißen Küssen seine Brust.« (109f.)

66 Der Erzengel Michael erscheint in den biblischen Schriften als Engel des Gerichts, zugleich aber auch der Barmherzigkeit. Vgl. LThK<sup>2</sup>, s. v. Michael, VII Sp. 393.

67 »Satan« heißt ursprünglich soviel wie »Prozeßgegner« oder »Opponent«. Vgl. LThK<sup>2</sup>, s. v. Satan, IX Sp. 341: »wohl der Rechtssprache entnommen: »Ankläger vor Gericht«; RGG<sup>3</sup>, s. v. Teufel, VI Sp. 705.

68 Apk. 12, 7ff.: »Und es erhob sich ein Streit im Himmel: Michael und seine Engel stritten mit dem Drachen; und der Drache stritt und seine Engel, und siegten nicht, auch ward ihre Stätte nicht mehr gefunden im Himmel. Und es ward ausgeworfen der große Drache, die alte Schlange, die da heißt der Teufel und Satanas, der die ganze Welt verführt, und ward geworfen auf die Erde, und seine Engel wurden auch dahin geworfen.«



Unschuldige morden läßt,<sup>69</sup> auch die Art und Weise, in der sich Kohlhaas Zugang zur Kapelle verschafft,<sup>70</sup> unterstreichen gleichermaßen die Tiefe des Falls, von der Kohlhaas selbst nichts zu ahnen scheint. In dieser Hinsicht direkter Vorfahr des wütenden<sup>71</sup> Congo Hoango, versucht auch er mit einem Gewaltstreich die direkte Rückkehr in den Zustand der Unversehrtheit zu erzwingen.<sup>72</sup> *Restitutio in integrum*<sup>73</sup> ist nicht nur ein juristischer, sondern vor allem ein theologischer Terminus.<sup>74</sup>



Trifft es zu, daß der Anfang des Abschnitts von dem semantisch freigesetzten, in seiner Bedeutung weit über den unmittelbaren Kontext hinausweisenden Kolon »Er fiel auch« überschattet ist, so kann man von hier aus

69 Der hier das erste und letzte Mal auftauchende »Junker Hans von Tronka« wird von Kohlhaas »bei der Brust« gefaßt und »in den Winkel des Saals« geschleudert, »daß er sein Hirn an den Steinen versprühte« (119). Die offenkundige Verworfenheit des Überfalls wird wenige Sätze weiter vollends deutlich, wo Kleists Text notiert, daß, »unter dem Jubel Hersens, aus den offenen Fenstern der Voigtei, die Leichen des Schloßvoigts und Verwalters, mit Weib und Kindern [!]«, herabflogen (120). Das Faktum blinden Mordens könnte schwerlich krasser hervorgehoben werden.

70 Er »ließ, in Ermangelung der Schlüssel, den Eingang mit Brechstangen und Beilen eröffnen« (120), und kehrte, wie der Erzähler nicht hinzuzufügen vergißt, »Altäre und Bänke um« (ebd.).

71 Vgl. hierzu »Die Verlobung in St. Domingo« – eine Einführung in Kleists Erzählen, 245–291. Die Wut resultiert aus dem unglücklichen Bewußtsein der verlorenen Herkunft und dem Eingedenken »der Tyrannei«, die die Menschen ihrem »Vaterlande entrissen« hat (cf. BKA II/4,8).

72 Im Falle Congo Hoangos ist der Name des verlassenen Bereiches bezeichnenderweise »Goldküste« (BKA II/4,7).

73 Cf. 34; 92; 153; 176 (»Wiederherstellung [...] in den vorigen Stand«; vgl. auch 196). Der juristische Terminus trifft übrigens nicht ganz die Sache, um die es Kohlhaas geht: *restitutio in integrum* »heißt diejenige richterliche Erklärung, wodurch an sich gültige

rechtsgeschäfte, oder die rechtlichen Folgen eines Ereignisses, zum Vorteil einer dadurch verletzten Person wieder aufgehoben werden, doch nennt man auch das Rechtsmittel selbst, wodurch diese Wiederaufhebung gesucht wird, Wiedereinsetzung in den vorigen Stand« *DtWb*, XIV 1,2 (1960), 947.

74 In der Dogmatik bezeichnet der Ausdruck »Integrität« den »Begriff der über die heiligmachende Gnade streng als solche hinausreichenden außernatürl. Ausstattung des paradiesischen Menschen, die, obwohl von Gott völlig frei u. ungeschuldet zugeeignet, diesen in den Dimensionen seiner Geistnatur innerlich vervollkommen sollte u. die er durch die Erbsünde verlor: die Freiheit von der (theol.) Begierlichkeit [...], die Freiheit vom leidvoll »von außen« zustoßenden Tod wie (deshalb) von jedem andrängenden, auf erlegten Leid überhaupt [...] und schließlich die Gabe einer erhöhten Selbstgegenwart [...]« (*LThK*<sup>2</sup>, s. v. Integrität, v Sp. 718). In diesem Zusammenhang ist als Detail interessant, daß Kohlhaas eingangs gegenüber dem Vogt der Tronkenburg betont, er sei bereits »siebzehn Mal [...] über die Gränze gezogen« (66), woraufhin ihm jener nur trocken antwortet, »daß er das achtzehnte Mal nicht durchschlüpfen würde.« (67) Spätestens seit Augustinus aber ist die Zahl 17 auf die Erfüllung des Gesetzes durch die Gnade gedeutet worden (vgl. die ausführlichen Belege bei Meyer, *Zahlenallegorese im Mittelalter*, a. a. O. [Anm. 43], 151 und 184f.).

erstmalig eine Entscheidung in der Frage des Abschnitts plausibel<sup>75</sup> begründen. In gewisser Hinsicht ist diese Entscheidung hier sogar besonders leicht zu fällen. Das oben skizzierte formale Reflexionsverhältnis von Anfang und Ende zeichnet nämlich eine Fragerichtung besonders aus. Indem der Anfang des Abschnitts sich in der sprachlichen Darstellung auf einen Anfang, im Vorstellungskreis der biblischen Überlieferung: den von Geschichte überhaupt, bezieht, liegt es auf Grund des oben skizzierten formalen Reflexionsverhältnisses von Anfang und Ende ganz nahe, danach zu fragen, ob am Ende des Abschnittes auf versteckte Weise auf das *Eschaton* jener Geschichte bezuggenommen wird, die mit dem Fall begonnen hatte. Diese Frage aber beantwortet der überlieferte Text dann positiv, wenn man annimmt, daß in der Seitenfuge zwischen Seite 56 und 57 eine Abschnittsgrenze vorliegt.



Am Ende von Seite 56 nämlich heißt es von Kohlhaas: er »bestieg, ohne ihm [i. e. dem Knecht] zu antworten, seinen Braunen, setzte sich unter das Thor, und erharrte, inzwischen die Knechte ihr Wesen forttrieben, schweigend den Tag.« (122) Auf den ersten Blick scheint sich der Schluß dieses Satzes zwar nur auf den nächsten Tag zu beziehen; vor dem Horizont aber, der am Anfang des Abschnitts durch das Kolon »er fiel auch« aufgespannt wurde, sind die drei letzten Kola [»erharrte, inzwischen die Knechte ihr Wesen forttrieben, schweigend den Tag.«] bezogen auf den ausstehenden Tag des Gerichts: den jüngsten. Indem das Gesagte über den konkreten Bezug hinaus in der Ebene der sprachlichen Darstellung auf das theologische Schema zurückgreift, erhält selbst noch ein im »realistischen« Sinne semantisch eher blasses Kolon wie »inzwischen die Knechte ihr Wesen forttrieben« eine in seiner Ambiguität äußerst präzise Bestimmung: es meint die gefallenen Menschen überhaupt, die im »Inzwischen« der historischen Zeit ihr wesentliches Abhängigsein gerade dadurch kontinuierieren (dies die erste Bedeutung von »forttreiben«), daß sie es fortzutreiben (im Sinne von »expellere«) suchen. Die Gestalt des Kohlhaas situiert der Text hier durch ihren Bezug auf das *eschaton*.<sup>76</sup> Ihre Entwicklung

75 Nicht aber »zwingend«. Im Bereich der Dichtung gibt es keine »zwingenden« Begründungen – weshalb auch das, was hier vorgetragen wird, nur als ein begründeter Vorschlag zu betrachten ist, dem seinerseits mit Gründen widersprochen werden kann.

76 Das Reflexionsverhältnis zwischen Anfang und Ende des Abschnitts läßt sich noch weiter ausführen. So stehen zu Beginn der »Zollwärter und Thorwächter« auf der Grenze zwischen innen und außen: »unter dem Thor« (118), am Ende ist es dagegen Kohl-



erhält in Kleists Erzählung jedoch insofern eine ironische Behandlung als, was für die Interpretation auseinanderzuhalten war, reale Ordnung des Erzählten und ideale Ordnung dessen, was im Erzählten zur Darstellung gelangt, für Kohlhaas anfänglich als Recht und Gerechtigkeit vollständig zusammenzufallen scheint.<sup>77</sup> Gerade daß auf die überhöhte Rede vom erharrten Tag hin, in welcher sich diese Kontamination zuspitzt, die drei folgenden Abschnittsanfänge ostentativ an die nur profane<sup>78</sup> Aufeinanderfolge der drei Haupttageszeiten gebunden werden, markiert die immanente Kritik der Erzählung an Kohlhaas' Bewußtlosigkeit von der Kluft zwischen idealer und realer Ordnung: Gerechtigkeit und Recht.<sup>79</sup>



Im Unterschied zu den zuvor entwickelten Vorschlägen für die Textkonstitution an der problematischen Stelle zieht der zuletzt vorgetragene seine Kraft letztlich daraus, daß er auf die Unwahrscheinlichkeit einer Konstellation setzt und nicht auf deren Wahrscheinlichkeit. Daß die Seite 56 des über-

haas, der sich dort befindet (122). Dem »Gespräch« von »Zollwärter und Thorwächter« (stehend) (118) entspricht hier das Schweigen (sitzend) (122). Zur inneren Durchbildung des Abschnittes gehört auch, daß sich in seiner Mitte (»Inzwischen«; 119), nämlich in der fünften von neun Perioden, der oben bereits erwähnte Bericht von den grausamen Morden findet, die von den entfesselten Knechten im Namen der Gerechtigkeit, in Wahrheit aber aus Rachelust begangen werden (119-120).

77 Kohlhaas' anfängliche Unfähigkeit, diese beiden Bereiche zu unterscheiden, hat ihr genaues Korrelat in der Art und Weise, wie er in dem folgenden Satz die oberste weltliche Macht in der Sprache der Theologie (und der von ihr in der Neuzeit etablierten Opposition von Wissen und Glauben) umschreibt: »Der Herr selbst, weiß ich [!], ist gerecht; und wenn es mir nur gelingt, durch die, die ihn umringen, bis an seine Person zu kommen, so zweifle ich nicht [man beachte an dieser Stelle den Ausdruck, der dem vorausgegangenen Ausgesprochenen vorübergehend durch den syntaktischen Rückstau verliehen wird!], ich verschaffe mir Recht, und kehre fröhlich, noch ehe die Woche verstreicht, zu dir und meinen alten Geschäften zurück.« (108) Die sprachliche Nähe dieser Textstelle zu Kafkas Kaiserlicher Botschaft ist unverkenn-

bar. – Übrigens dürfte auch das Fehlen des Fügekonsonanten »s« im Kompositum »Rechtgefühl« (vgl. etwa 64) – viele Zitationen kommen hier ins Stolpern – von Kleists Text als genaue Anzeige eines vermittlungslosen Neben- und Durcheinanders der beiden getrennten Bereiche gesetzt sein. Das schon an sich Problematische des Kompositums (es ist ja nicht von »Gerechtigkeitsgefühl« die Rede) wird dadurch noch einmal eigens hervorgehoben.

78 Am Ende dieses Prozesses steht als eine Art innerweltlichen jüngsten Gerichts das Gespräch mit Luther.

79 Daß diese Kluft auf Erden nicht zu schließen ist, unterstreicht die Geusau-Episode des Textes von 1810, wo eigens von einem »mineralischen Quell« (95) die Rede ist, der den Gefallenen par excellence, den »Kranke[n] und Arme[n]« (95) aufhelfen soll. Der Erzähler – in einer seiner wenigen direkten Einblendungen in dem Anfangspassus des Textes – sagt hierzu nur lakonisch, daß man sich »von dessen Heilkräften [...] mehr versprach, als die Zukunft nachher bewährte« (95). Exemplarisch für die Art der Läsionen, die man in der Welt zugefügt bekommt und für die es offenbar kein Heilmittel gibt, ist Hesses »Schmerz beim Athemholen über der Brust« (95).

lieferten Druckes mit Formulierungen endet, die den Anfang des Abschnittes in der sprachlichen Darstellung spiegelsymmetrisch reflektieren, und dies zufällig geschieht, ist derart unwahrscheinlich, daß gerade diese Unwahrscheinlichkeit einen sichereren Rückschluß auf die Intention des Textes erlaubt als alle anderen Überlegungen, die diskutiert worden sind. Damit ist nicht behauptet, das Problem des Textes sei aus der Welt geschafft;<sup>80</sup> aber es ist der Grund gewonnen für eine Entscheidung.



»Problem« – *πρόβλημα*, wörtlich: das Vor-Geworfene, das *ob-jectum*, heißt in den frühesten Belegen neben »Verschanzung« auch »Vorgebirge«.<sup>81</sup> Ein Vorgebirge kann man umsegeln. Es bleibt dabei an seinem Ort, nur der Seemann läßt es hinter sich. Politiker mögen glauben, es sei ihre Aufgabe, Probleme zu »lösen«. Die Wahrheit scheint aber, ganz im Gegenteil, zu sein: erweist sich etwas als Problem, so eben damit als unlösbar. Das unterscheidet das Problem vom Rätsel. Man kann sich von einem Problem abstoßen, ihm entwachsen (man erinnere sich nur an die Pubertät) – das Problem aber bleibt und ist durch keine Veranstaltung zum Verschwinden zu bringen. Viel ist schon gewonnen, wenn es gelingt, das Problem ins Bewußtsein zu heben. In diesem genauen Sinne war auf den vorausgehenden Seiten von der fraglichen Textstelle als von einem Problem die Rede. Als solches ist es beim momentanen Stand der überlieferten Dokumente tatsächlich von keiner Ausgabe zu »lösen«. Eine Entscheidung war allerdings, begründet, zu treffen. Der eine oder andere mag mit ihr und/oder der Weise ihrer Begründung nicht einverstanden sein; das Problem überhaupt zu exponieren, es in der Auseinandersetzung mit dem Text deutlich zu markieren und sich beim Umgang mit ihm in die Karten schauen zu lassen, scheint mir jedoch eine redlichere Weise zu sein, den Leser ernst zu nehmen, als dies in jenen Ausgaben der Fall ist, deren Abstrahlung an je-

80 Denn auch gegen die hier getroffene Entscheidung lassen sich selbstverständlich Einwände machen.

81 Zur Bedeutung »Vorgebirge« vgl. nur Sophokles, *Aias* 1219. Bei Homer gibt es noch nicht das Substantiv *πρόβλημα*, sondern nur adjektivische Formen (cf. *Il.* ii 396; xii 259; xvi 407; *Od.* v 405). Cf. hierzu H. G. Liddell, R. Scott, *A Greek-English Lexicon*, With a Supplement ed. by E. A. Barber, M. L. West (Oxford 1968, rev. by H. Stuart-Jones), s. v., 1471. Zum Begriff des Problems vgl. E. Brehier, *La*

*notion de Problème en philosophie*, in: *Theoria* 14 (1948), 1-7; A. P. D. Mourelatos, *Plato's real Astronomy: Republic 527d-531d*. Appendix II: The meaning of *problema*, in: J. P. Anton (Hrsg.), *Science and sciences in Plato* (New York 1980), 60-62; A. Schmidt, *PROBLEMATICA*, in: *Pädagogik. Theorie und Menschlichkeit*. FS Enno Fooker zum 60. Geb. (Oldenburg 1986), 371-382; *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, hrsg. v. Joachim Ritter u. Karlfried Gründer (Basel/Darmstadt 1971 ff.), s. v., VII 1397 ff. (Artikel v. Holzhey).



der problematischen Stelle die gnadenloser Gewißheit ist. Gewiß könnte man viel defensiver und geschützter vorgehen und die Probleme in der Petitschrift eines Apparats zum Verstummen bringen. Ich glaube aber nicht, daß Kleists Texte eine in dieser Hinsicht feige Ausgabe verdient hätten. Daß man sich damit angreifbar macht, steht freilich außer Frage. Wer allerdings meint, daß dies schon für sich ein ernsthafter Kritikpunkt wäre, der sei darauf hingewiesen, daß Angreifbarkeit und Anfechtbarkeit keineswegs konträr zu wissenschaftlicher Forschung stehen, vielmehr zwei ihrer wichtigsten Ingredientien ausmachen.<sup>82</sup>

### III »Essenzen und Irritanz«

Der Schritt vom ersten zum zweiten Teil des »Kohlhaas« von 1810, Kohlhaas' »Fall«, ist durch eine Besonderheit zusätzlich markiert: einen Mangel an Kohärenz im Bereich des Erzählten. Von der heutigen »Kohlhaas«-Lektüre nur selten erwähnt,<sup>83</sup> war für die Forschung zu Beginn des Jahrhunderts die fragliche Stelle eine der wichtigsten Referenzen, von denen aus ein eher negatives Urteil über den »Michael Kohlhaas« zu fällen war.<sup>84</sup> Sowohl das »Phöbus«-Fragment von 1808 als auch der Text von 1810 setzen nämlich die Frist, die Kohlhaas dem Junker Wenzel von Tronka gestellt, »die Rappen, die er ihm abgenommen, und auf den Feldern zu Grunde gerichtet, [...] nach Kohlhaasenbrück zu führen, und in Person in seinen Ställen dick zu füttern«, auf drei Tage »nach Sicht« des von einem »reitenden Boten« (52 bzw. 116) überbrachten Ultimatums fest. Dem Ende desselben Abschnitts ist zu entnehmen, daß Kohlhaas sich auch tatsächlich an diese von ihm gesetzte Frist hält und erst, nachdem »die drei Tage verflossen« (52 bzw. 117), zur Tronkenburg aufbricht.

82 Vgl. Nicholas Rescher, *Die Grenzen der Wissenschaft* (Stuttgart 1985), 151 ff.

83 Zu den wenigen Ausnahmen zählen Klaus-Michael Bogdal, *Heinrich von Kleist: »Michael Kohlhaas«* (München 1981), 13, der an dem Bruch im Kohärenzgefüge des Textes eine Differenz zwischen einer von ihm so genannten »Dresdner« und einer »Berliner Fassung« festmachen will, sowie der Kommentator Müller-Salgets zu seiner Ausgabe, der allerdings den Mangel hat, sich selbst zu widersprechen. Schreibt Müller-Salget zu-

nächst: »Bei der späteren Einfügung der »Zigeunerin-Episode« hat Kleist diesen Ablauf nicht mehr bedacht und läßt Kohlhaas schon »genau am Tage nach dem Begräbnis meiner Frau« in Jüterbog sein« (DKV III 742), so heißt es einige Seiten später: »Die Unstimmigkeit in den Daten kann auch als ein bewußter Hinweis Kleists auf die nun folgende Verschiebung der Realitätsebenen gedeutet werden.« (ebd., 762).

84 Exemplarisch in mancher Hinsicht: Heinrich Meyer-Benfey, *Die innere Geschichte des »Michael*

In auffälligem Widerspruch zu dieser Auskunft des Erzählers steht jedoch die spätere Angabe, die Kohlhaas selbst in dem Dahmer Gespräch mit dem Kurfürsten von Sachsen macht. Hier, wo sich die Erzählung in einem fortgeschrittenen Stadium ihres Verlaufs auf die Kluft zurückbeugt, die den Fall des Kohlhaas markiert,<sup>85</sup> beginnt Kohlhaas die Antwort auf die Frage des Kurfürsten, wie er in den Besitz der Kapsel gekommen sei, mit den Worten: »Sieben Monden mögen es etwa seyn, genau am Tage nach dem Begräbnis meiner Frau; und von Kohlhaasenbrück, wie euch vielleicht bekannt seyn wird, war ich aufgebrochen, [...]« (239f.; Herv. v. mir). Die Diskrepanz zwischen beiden Angaben ist offensichtlich, und es ist einzuräumen, daß es nahelag, sie durch den Hinweis auf Unkonzentriertheiten Kleists bei der Umarbeitung des »Phöbus«-Fragments, ein Fehler der Textproduktion also, zu erklären. Demzufolge hätte Kleist, als er den Text von 1810 fort-schrieb, die zeitlichen Koordinaten des Anfangs nicht mehr recht im Gedächtnis gehabt und sich unter Zeitdruck – ein Ausdruck, der hier fast schon ironische Qualität gewinnt – den erzähltechnischen Schnitzer erlaubt, die anfängliche Frist von drei auf einen Tag zu verkürzen.<sup>86</sup>

*Kohlhaas*«, in: *Euphorion* 15 (1908), 99–140, Hinweis auf die fragliche Stelle auf S. 102; zusammenfassendes Urteil: »Nein, es ist nicht zu leugnen, im »Kohlhaas« sind Widersprüche, Brüche, Verschiebungen der Komposition, Verbiegung der Charaktere und Trübungen der Idee, wie in keiner anderen Dichtung Kleists.« Unter allen Dichtungen Kleists ist der »Michael Kohlhaas« das »Stiefkind seiner Muse« (139). Sieht man einmal davon ab, daß Meyer-Benfey's Urteil heute nicht mehr übernommen werden kann, so bleibt dennoch festzuhalten, daß sein Aufsatz gerade wegen der Unbefangtheit, mit der man zu Beginn des Jahrhunderts noch urteilen zu glauben könnte, die detaillierteste Untersuchung der Fragwürdigkeiten von Kleists Text enthält. Heute spricht man von prominenter Seite, bei gestärktem Reizschutz, eher von »kleinen Unstimmigkeiten, die sich bei dem Übergang von der »Phöbus«- zur Endfassung ergeben haben« und vertritt die Auffassung, daß diese »weniger ins Gewicht [fallen]« (Hans Joachim Kreuzter, *Die dichterische Entwicklung Heinrichs von Kleist. Untersuchungen zu seinen Briefen und*

zu Chronologie und Aufbau seiner Werke [Berlin 1968], 246).

85 In aller Schärfe manifestiert sich hier der Unterschied zwischen dem Wissen des Erzählers und dem des Lesers.

86 Unterstützt wurde diese Auffassung durch Minde-Pouets Spätdatierung des Billets an Reimer, das Kleist der Übersendung des »Kohlhaas«-Fragments beigelegt hat, und in dem er Reimer verspricht, »den Rest [i. e. des Textes], zu rechter Zeit, nach[zuliefern« (WW V 401). Da Minde-Pouet diese Mitteilung auf »Ende August 1810« datierte, der Band der »Erzählungen« aber schon zu Michaelis vorlag, konnten Interpretationen auf Zustimmung stoßen, die die Verwerfungen in Kleists Text als Effekte des Zeitdrucks deuteten, dem sich der Autor ausgesetzt sehen mußte. Spätestens seit Helmut Sembdners überzeugender Neudatierung des Billets an Reimer hat diese Strategie der Irritationsvermeidung an Plausibilität verloren. Cf. Helmut Sembdner, *Kleine Beiträge zur Kleist-Forschung*. 1. Kleist und Zacharias Werner. 2. Zur Datierung der Briefe an Rahel und Reimer, in: *DVjs* 27 (1953), 602–610.



Routinierte Erklärungen dieser Art wird man freilich nur dann für befriedigend halten können, wenn man eine allgemeine Vorstellung von dem, was in einem Text wie dem Kleistschen vorkommen kann und was nicht, stillschweigend totalisiert und zur Richtschnur für die Beurteilung von befremdlichen Textphänomenen macht. Das heißt nicht, daß der Erklärungstyp als solcher pauschal abzulehnen wäre. Fehler bei der Textproduktion, die sich in der Überlieferung eines Textes niederschlagen, sind niemals auszuschließen. Es macht allerdings einen entscheidenden Unterschied, ob man zur Hypothese eines solchen Fehlers vor oder nach der vorbehaltlosen In-Frage-Stellung des eigenen Vorverständnisses greift. Im ersten Fall hätte der Text keine Chance, und das gewählte Verfahren, letztlich ein Mittel des Reizschutzes, diente nur dazu, das vermeintlich gesicherte Vorverständnis gegenüber der Befremdung abzuschirmen.<sup>87</sup> Von einer kritischen Philologie wäre demgegenüber aber zu verlangen, daß sie auch und vielleicht gerade an den Stellen die Frage des Textes ernst nimmt, an denen der allgemeine Rahmen des von ihr für ausgemacht Gehaltenen sich aufzulösen droht. Sie riskiert dabei zwar, ihren stabilisierten Verstehenshorizont aufgeben zu müssen; ohne dieses Risiko aber wäre sie nur eine Abteilung der Assekuranz.



Vermeidet man die Hypothese, die widersprüchlichen Zeitangaben seien das Resultat eines Fehlers, der Kleist bei der Umarbeitung von 1810 bedauerlicherweise unterlaufen ist,<sup>88</sup> so ergäbe sich als erste Konsequenz aus der Umstellung der Prämissen die Frage nach der Stellung der Sprache im »Kohlhaas«-Text von 1810. Als fehlerhaft kann sich ein Widerspruch im

87 Dasselbe gälte umgekehrt für eine Editionsphilologie, die alles, was die Überlieferung gesetzt hat, schon darum für gerechtfertigt hielt – sicherlich der eleganteste Weg, sich die Probleme der Literatur vom Hals zu schaffen.

88 Ich möchte gar nicht abstreiten, daß sich dabei die Gefahr ergeben könnte, Kleists Text jenen ihm an sich nicht zukommenden »Kohärenzkredit« einzuräumen, durch dessen Gewährung sich nach Foucault etwa die Ideengeschichte (in ihrer hermeneutischen Ausprägung) auszeichnet: »Widerfährt es ihr, eine Unregelmäßigkeit im Wortgebrauch, mehrere unvereinbare Propositionen, ein Spiel von Bedeutungen, die nicht zueinander passen, und Begriffe, die nicht zusammen in

ein System gebracht werden können, festzustellen, so macht sie es sich zur Aufgabe, auf einer mehr oder weniger tiefen Ebene ein Kohäsionsprinzip zu finden, das den Diskurs organisiert und ihm eine verborgene Einheit wiedergibt.« (M. F., *Archäologie des Wissens* [Frankfurt am Main 1973], 213). Die Gefahr einer sich hieraus ableitenden *déformation professionnelle* vor Augen, wird man sich dennoch fragen müssen, ob die Gefahr, die immanente Organisationskraft der poetischen Texte zu unterschätzen, nicht bei weitem größer ist – jedenfalls dann, wenn man die Sprache dieser Texte auf dem Hintergrund der dogmatisch festgehaltenen Dichotomie von widersprüchlich/nicht-widersprüchlich zu beurteilen sucht.

Temporalsystem der Erzählung ja nur dann darstellen, wenn man als maßgeblich voraussetzt, die Sprache des Textes habe als letzten Bezugspunkt ihrer Ordnung die Temporalverhältnisse in der »vor-« und »außer-«-textlichen, in diesem Fall also geschichtlichen Wirklichkeit. Schon das oben kurz erwähnte erzähltechnische Verfahren, das sich anscheinend kontinuierlich den geschichtlichen Vorgängen anpassende Erzählen durch den Bericht des Kohlhaas (später auch den des Kurfürsten) retrograd aufzubereiten, kann aber gegenüber dieser Voraussetzung skeptisch machen. Unterstützt wird diese Skepsis durch den merkwürdigen Gebrauch, den der Text von der Chronik-Fiktion macht. Auf dem Titelblatt der Ausgabe der »Erzählungen« von 1810 findet sich bekanntlich bei dem Titel »Michael Kohlhaas« noch die in Klammern gesetzte Mitteilung »aus einer alten Chronik« (63). Selbst wenn hier die vorsichtiger und distanziertere Formulierung »nach einer alten Chronik« gewählt worden wäre, würde die Inkongruenz dieses Untertitels zur Sprache der Erzählung noch deutlich hervortreten. Um zu erkennen, daß sie ganz und gar nichts »Chronikartiges« an sich hat, braucht es keiner detaillierten historischen Quellenkenntnis.<sup>89</sup> Und wie um die Außerkraftsetzung der Chronik-Fiktion und jener linearen Zeitordnung, die den Rhythmus von Chroniken bestimmt, noch zu unterstreichen, findet sich gegen Ende der Erzählung die bemerkenswerte Einschaltung des Erzählers über die geheime Abreise des Kurfürsten von Sachsen nach Berlin: »Wohin er eigentlich ging, und ob er sich nach Dessau wandte, lassen wir dahin gestellt seyn, indem die Chroniken, aus deren Vergleichung wir Bericht erstatten, an dieser Stelle, auf befremdende Weise, einander widersprechen und aufheben.« (281f.) Explizit tritt hier der Erzähler in seiner Selbständigkeit gegenüber irgendwelchen Vorlagen, zugleich aber auch in seiner Selbständigkeit gegenüber dem Erzählten hervor.<sup>90</sup>



Auch sonst tritt das Scheinhafte des Erzählten im letzten Viertel des Textes von 1810<sup>91</sup> am Erzählen immer unverhüllter zutage. Innerhalb des Stoffbereichs der Erzählung hat dieser Vorgang einen genauen Reflex in der Ein-

89 Cf. aber Bogdal, *Heinrich von Kleist: »Michael Kohlhaas«*, a. a. O. (Anm. 83), 12, der der Auffassung ist, der Erzähler des »Kohlhaas« blicke aus der Perspektive des Chronisten auf das Geschehen.

90 Die neue Fiktion, mit der diese Stelle spielt, ist die des kritisch seine Quellen prüfenden Geschichtsschreibers.

91 Die zugrundeliegende Auffassung von der Gliederung des Textes schließt sich an die von Helga Gallas, *Das Textbegehren des »Michael Kohlhaas«*. Die Sprache des Unbewußten und der Sinn der Literatur (Reinbek b. Hamburg 1981), 64ff., vorgeschlagene an. Ihr zufolge umfaßt der Text vier größere Teile (Teil 1: bis zu Kohlhaas Aufbruch nach der Tronkenburg;



führung jener Gestalt, die seit dem Beginn der Rezeption dieses Textes immer wieder für Irritation gesorgt hat: der alten Zigeunerin. Selbst Tiecks Einleitung zu den »Hinterlassenen Schriften« Kleists von 1821, ansonsten ihrer Aufgabe entsprechend der Gattung der Laudatio verpflichtet, enthält sich hier nicht der scharfen Kritik. Nachdem Tieck schon vorher gerügt hat, Kleist habe es versäumt, »sich etwas genauer in jene Jahre [i. e. des historischen Referenzzeitraums] zurück zu versetzen«, fährt er fort: »Dieser Mangel an wahrer Lokalität hat noch die Folge, daß der Dichter, nachdem er uns durch Wahrheit und Natur so lange angezogen hat, von Seite 160 an uns noch auf 50 Seiten durch eine phantastische Traumwelt führt, die sich mit der vorigen, die wir durch ihn so genau haben kennen lernen, gar nicht vereinbaren will. Diese wunderbare Zigeunerin, die nachher die verstorbene Gattinn des Kohlhaas ist, dieser geheimnißvolle Zettel, diese gespenstischen Gestalten, der kranke, halb wahnsinnige, am Ende in Verkleidung auftretende Kurfürst, alle diese schwachen, zum Theil charakterlosen Schilderungen, die dennoch mit der Anmaßung auftreten, daß sie höher, als die vorher gezeichnete wirkliche Welt wollen gehalten werden, daß sie uns ihr geheimnißreiches Wesen, das sich in wenig genug auflöst, wie die Ärzte des gemeinen Haufens, so theuer wie möglich verkaufen wollen, diese grauende Achtung, die der Verfasser plötzlich selber vor den Geschöpfen seiner Phantasie empfindet, alles dies erinnert an so manches schwache Produkt unserer Tage und an die gewöhnten Bedürfnisse der Lesewelt, daß wir uns nicht ohne eine gewisse Wehmuth davon überzeugen, daß selbst so hervorragende Autoren, wie Kleist (der sonst nichts mit diesen Krankheiten des Tages gemein hat), dennoch der Zeit, die sie hervorgerufen hat, ihren Tribut abtragen müssen.«<sup>92</sup>



Tiecks Bemerkungen nennen bündig die Instanzen, mit Hilfe derer man noch lange Zeit später<sup>93</sup> den Schluß von Kleists Text als ästhetisch bedenk-

Teil 2: bis zum Gespräch mit Luther; Teil 3: bis zur Begegnung des Kurfürsten von Sachsen mit Kohlhaas in Dahme; Teil 4: bis zum Ende). Eine dreiteilige, zentrierte Gliederung anzunehmen (wie Hans Joachim Kreutzer, *Die dichterische Entwicklung Heinrichs von Kleist*, a. a. O. [Anm. 84], 246; für ihn beginnt der zweite Teil mit dem Eingreifen Luthers), halte ich schon wegen der Hervorhebung des »Falls« nicht für adäquat.

<sup>92</sup> Heinrich von Kleists hinterlassene Schriften herausgegeben von L. Tieck (Berlin 1821), Ixf.

<sup>93</sup> Cf. Meyer-Benfey, *Die innere Geschichte des »Michael Kohlhaas«*, a. a. O. (Anm. 84), 101: »Wohl jeder unbefangene Leser wird ein Element als ungehörig und störend empfinden, das Übernatürliche, das in die Schlußpartie der Erzählung hereinspielt und ihr ein ganz verschiedenes Gepräge gibt. Man bedenke nun: Die ersten fünf unserer sechs Abschnitte sind

lich, wenn nicht gar vollkommen mißlungen glaubte aburteilen zu können. Es sind dies: »Wahrheit und Natur«, »wirkliche Welt«. Poetische Sprache wird vorgestellt als mittels der Zeichenfunktion (»gezeichnet[...]«) final bezogen auf eine ihr vorausliegende Wirklichkeit. Und gelungen ist sie dann, wenn sie dieser adäquat ist. Unbefragt bleibt hierbei, ob ein Primat bezeichnender Sprache für Kleists erzählerisches Werk überhaupt aufrechtzuerhalten, gar legitimerweise gegen es ins Feld zu führen ist. Und schon gar nicht erlaubt es die Ästhetik, die den Tieckschen Bemerkungen zugrundeliegt, die Möglichkeit einer Sprache zuzulassen, welche ihre Eigenständigkeit und Authentizität gerade dadurch unterstreicht, daß sie die Kluft zwischen sich und dem, was ist, markiert – sich gerade durch diesen souveränen Akt als »realistisch« erweist.<sup>94</sup>



Die Figur der Zigeunerin hängt mit der Verrückung des Tempussystems äußerlich schon dadurch zusammen, daß Kleists Text bei der ersten Erwähnung der Frau den Kurfürsten von Sachsen ausgerechnet bemerken läßt, er sei ihr »am dritten Tag der Zusammenkunft« (260; Herv. v. mir) mit dem Kurfürsten von Brandenburg begegnet; ein Detail, das zu erwähnen überflüssig wäre, würde es nicht das Treffen der beiden Potentaten zeitlich mit der von Kohlhaas dem Junker Wenzel von Tronka gesetzten Frist verknüpfen. Diese noch ganz äußerliche Verknüpfung ihrerseits läßt aber vermuten, daß das Auftauchen der Zigeunerin auch in einem inneren Zusammenhang mit der Frage nach der Ordnung des Erzählens steht.

absolut realistisch, wir stehen fast überall auf der Erde und auf dem Boden der Wirklichkeit; jede Szene steht mit einer greifbaren Gegenständlichkeit, einer sinnlichen Lebensfülle, einer Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit vor uns, die über jedes Lob erhaben ist; jeder Zug ist deutlich und zweifellos echt – nun auf einmal sind wir umgeben von geheimnisvollen Unbegreiflichkeiten und in eine Welt des Zaubers und Spuks versetzt. Zuerst die Zigeunerin, die der fernsten Zukunft kundig ist und die Wahrheit ihrer Wissenschaft mit Zeichen und Wundern bestätigt, dann enthüllt sie sich als Kohlhaases gestorbene Frau, die nun als Spukgestalt umgeht, ohne doch weniger leibhaftig zu schei-

nen. Offenbar wird damit die stilistische Einheit des Werkes zerstört.« (Vgl. auch Wächter, *Kleists Michael Kohlhaas*, a. a. O. [Anm. 17], 24.) Es wäre nicht der Mühe wert, diesen schon etwas älteren Kommentar so ausführlich zu Wort kommen zu lassen, wenn sich in ihm nicht ein angemesseneres Bewußtsein vom Bruch in der Erzählebene ausspräche, als das in den unmittelbar apologetischen Arbeiten zu Kleists Text der Fall ist, die diesen Bruch umstandslos zu absorbieren trachten.

<sup>94</sup> Vgl. hierzu auch die Ausführungen in »Die Verlobung in St. Domingo« – eine Einführung in Kleists Erzählen, 245–291; hier: 286–290.



Es kann auffallen, daß Kleists Text die befremdende Gestalt der Zigeunerin nicht einfach auf der Ebene des Erzählten einführt, sondern reflexiv vermittelt über die zwei vom Erzähler zitierten Erzählungen des Kohlhaas und des Kurfürsten von Brandenburg. Daß er, um die Zusammengehörigkeit der beiden verschiedenen Perspektiven<sup>95</sup> auf diese Frau auch formal deutlich zu machen, selbst vor der Klammer eines außergewöhnlich langen Abschnitts nicht zurückschreckt, ist bereits früher hervorgehoben worden. Zusammen gehören sie, insofern gerade ihre Differenz die Bedeutung (nicht nur im Sinne von ›Semantik‹) des Erzählten als abhängig vom jeweils Erzählenden, Kohlhaas, dem Kurfürsten, zeigt; ein Kunstgriff, der in gewisser Weise den Bedeutungsaufbau von Erzählen überhaupt reflektiert. Das Sein der Zigeunerin in diesem Abschnitt der Erzählung ist nicht nur, wie allgemein in erzählenden Texten, ihr Vorgestelltwerden;<sup>96</sup> dieser Zusammenhang wird hier als solches dargestellt.



Die Zigeunerin erscheint als Wahrsagerin, und man wird nicht fehlgehen, an dieser Bestimmung eine Doppeldeutigkeit wahrzunehmen. Zum einen ist eine Wahrsagerin natürlich eine Person, wie Adelung sich ausdrückt, »welche künftige Dinge durch abergläubige Mittel vorher sagen will.«<sup>97</sup> Noch dieser Umschreibung aber liegt der ursprüngliche Wortgebrauch zugrunde, der sich auf eine Übereinstimmung von Sprache und Wirklichkeit bezieht. Eine Wahrsagung zielt darauf, daß das, was jetzt gesagt wird, von der Zukunft als wahr erwiesen wird.<sup>98</sup> Eine Wahrsagerin in diesem Sinne ist eine Person, die Wahres sagt.<sup>99</sup> Beide Momente gehören gleichermaßen zu der Person der Zigeunerin hinzu, und gerade das nicht stillzustellende

95 Diese Polyperspektivik ist eine erzähltechnische Errungenschaft, die besonders in der ›Legende‹ »Die heilige Cäcilie oder die Gewalt der Musik« virtuos gehandhabt wird.

96 Berkeleys »esse est percipi« ist in gewisser Hinsicht die Wahrheit jeder ›realistischen‹ Darstellungsweise, denn was im Kontext einer Erzählung ist, ist nur, sofern es erzählt wird – außerhalb dessen ist es nicht. Einen Eindruck davon, wie es aussieht, wenn man die Konsequenzen dieser anscheinenden Trivialität durchspielt, kann man durch die Lektüre und das Anschauen von Samuel Becketts »Film« gewinnen.

97 Adelung, s. v. Wahrsager, IV Sp. 1349.

98 Wobei als eine wichtige Auszeichnung hinzukommt, daß die Wahrsagung den Satz vom Grund zu transzendieren scheint. Vgl. Adelung, s. v. weißagen, IV Sp. 1467, »zufällige künftige Dinge vorher sagen, besonders solche Dinge, welche aus keiner nothwendigen Folge des vorhergehenden und nachfolgenden eingesehen werden können.« Zum Unterschied zwischen Wahrsagen und Weißagen vgl. DtWb, s. v. wahrsagen, XIII (1922), Sp. 971.

99 Adelung, s. v. wahrsagen, IV Sp. 1349, gibt an, daß das Verb noch »bey dem Kaisersberg die Wahrheit sagen« bedeutet. Vgl. auch DtWb, s. v. wahrsagen, XIII (1922), Sp. 970.

Oszillieren zwischen den beiden Polen: nichtige Rede für ein und vor einem abergläubischen Publikum und das entschiedene und entscheidende Sagen des Wahren, macht ihre Faszination aus.<sup>100</sup> Kleists Text – darauf wird noch zurückzukommen sein – demonstriert eindrücklich die Vergeblichkeit, das fragliche Verhältnis ein für alle Mal dem Realitätsprinzip zu unterwerfen. Dieses Verhältnis macht zugleich den Grund-Riß der Dichtung aus.



Die Wahrsagekünste der Zigeunerin sind offenbar erkaufte durch mehrfache Stigmatisierung. Alter und Gehbehinderung (›Krücken‹) werden sowohl vom sächsischen Kurfürsten als auch von Kohlhaas hervorgehoben; Verachtetsein,<sup>101</sup> Heimatlosigkeit und Verfolgung sind automatisch zu konnotieren.<sup>102</sup> Hinzu kommt neben dem »Mahl« (275) am Hals<sup>103</sup> – der Hals ist Vermittelndes zwischen Kopf und Körper par excellence<sup>104</sup> – die offenkundige Nähe zum Tod. Für Kohlhaas ist sie bemerkbar an den »dürren knöchernen Händen« (242) der Zigeunerin, einem Anblick vorweggenommener Skelettierung,<sup>105</sup> für den Kurfürsten dagegen, und hier meldet sich etwas Befremdliches, an der Alten »Blick, kalt und leblos, wie aus

100 Dieses Verhältnis wäre noch einmal eigens zu diskutieren vor dem Hintergrund der bekannten Aristotelischen Unterscheidung von Historiker und Dichter (*De arte poet.* 9, 1451<sup>a</sup>36ff.). Die für die Kleistsche Dichtung maßgebliche Spannung zwischen Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Dichtung geht mehr oder weniger direkt auf sie zurück.

101 Adelung, s. v. Zigeuner, IV Sp. 1715, rechnet die Zigeuner zum »Gesindel«: »der Name eines herum streifenden ausländischen Gesindels, welches bald nach dem Anfange des 15ten Jahrh. in Deutschland und dem westlichen Europa bekannt ward, aus den östlichen Gegenden kam, und aus Egypten herkommen wollte, daher sie in manchen Europäischen Sprachen auch Egyptier genannt werden. Einigen neuern Entdeckungen zu Folge soll dieses Volk von der Indostanischen Gränze herkommen.«

102 Vgl. hierzu nur Achim von Arnim, *Von Volksliedern*, in: ders., Clemens Brentano, Des Knaben Wunderhorn. Alte Deutsche Lieder, Erster Theil (Heidelberg 1819), 435–484; hier: 451f.

103 Auch das Käthchen von Heilbronn zeichnet sich bekanntlich durch ein solches »Mahl« aus. Und auch dort ist die Ambiguität bedeutsam, daß das »Mahl« als Erinnerungszeichen einer vorbewußten Innigkeit in der Gegenwart nur als Makel erscheinen kann.

104 Sprechend ist in diesem Zusammenhang, daß Kohlhaas enthauptet wird.

105 Hierher gehört auch das Detail, daß der Erzähler später bei den Attributen, an denen Kohlhaas die Zigeunerin wiederzuerkennen glaubt, auch eine »ihr vom Hals herabhängende[...] Corallenkette« (273) nennt. Dieser offensichtliche Fingerzeig auf die kunsthandwerkliche Verarbeitung von Skelett-ablagerungen ist in sich noch einmal doppeldeutig, denn er impliziert einmal den Hinweis auf Reichtum, zum anderen aber heißen Korallen »bey gemeinen Leuten« auch »alle runde Kügelchen, welche an Schnüre gereiht und um den Hals getragen werden«. Siehe Adelung, s. v. Koralle, II Sp. 1718.



marmornen Augen« (264). Wenn später der Erzähler zudem Kohlhaas' Eindruck mitteilt, daß »ihre Hände, auch in ihrem knöchernen Bau noch schön [seien], und besonders der Gebrauch, den sie davon im Reden machte« (275; Herv. v. mir),<sup>106</sup> dann kann sich die Vermutung einstellen, daß Kleist mit der Einführung der Zigeunerin in den Kontext der Erzählung von 1810 einen ersten Versuch unternommen hat, die gebrechliche und stigmatisierte Stellung der Kunst in ihrem Verhältnis zur ›Wirklichkeit‹ darzustellen.<sup>107</sup> Mit ihr biegt sich Kleists Erzählung auf sich selbst zurück, wird reflexiv. Diese Reflexion ist, wie jede wahrhafte Reflexion, unableitbar aus Prämissen.<sup>108</sup> Sie ist, Kleists Text selbst wird es aussprechen: frei und niemand kann gezwungen werden, sie wahrzunehmen. Läßt man sie einmal versuchsweise – und vielleicht hat jeder Kleistsche Text diesen Experimentalcharakter – frei gewähren, dann wird man sich allerdings erst einmal der narzißtischen Kränkung ausgesetzt sehen, Kleist, den ›Realisten‹ nicht mehr an dem ihm zugebilligten Ort zu finden.<sup>109</sup>



Wer der Bewegung des Mächtigen folgt und aus lauter Verwirrung »einen Schritt vor der Gestalt zurück« (264) tritt, dem wird dann freilich alles künstlich und »mit einem Blick, kalt und leblos, wie aus marmornen Augen« (264) entgegenblicken. Zunächst scheint das nur eine Formulierung zu sein, die auf den Topos des blinden Sehers anspielt. Bei näherem Hinsehen wird aber deutlich, daß sie auch mit dem Vokabular jenes Verdiktes spielt, das die Weimarer Klassiker über die Allegorie aussprachen. An sich selbst kritisch, antizipiert Kleists Text hierdurch bereits die Einwände, die

106 Eine Lesart, die wiederum durch die Kleistsche Behandlung der Syntax ermöglicht ist. Die Periode lautet vollständig: »Der Roßhändler, der eine sonderbare Ähnlichkeit zwischen ihr und seinem verstorbenen Weibe Lisbeth bemerkte, dergestalt, daß er sie hätte fragen können, ob sie ihre Großmutter sey: denn nicht nur, daß die Züge ihres Gesichts, ihre Hände, auch in ihrem knöchernen Bau noch schön, und besonders der Gebrauch, den sie davon im Reden machte, ihn aufs Lebhafteste an sie erinnerten: auch ein Mahl, womit seiner Frauen Hals bezeichnet war, bemerkte er an dem ihrigen.« (275)

107 Zu einem anderen vgl. »Die Verlobung in St. Domingo« – eine Einführung in Kleists Erzählen, unten 245–291.

108 Was man sich, wenn Beispiele hier etwas ausrichten, etwa am Erwerb der Verwendungsweise von Personalpronomen beim Kleinkind klarmachen. Die Einsicht in die Reflexivität eines Pronomens wie ›Du‹ oder ›Ich‹ gewinnt das Kind in einem qualitativen Sprung seiner Weltwahrnehmung; dieses Ereignis ist, wie Ereignisse überhaupt, nicht ableitbar aus dem, was vorausgeht und es kann von keinem Pädagogen herbeigeführt werden – dies übrigens auch das Problem jeder Psychoanalyse.

109 Das erklärt die Widerstände, die Untersuchungen, wie die in Anm. 107 genannte zu gewärtigen hatten.

gegen die Konsequenzen seines allegorischen Verfahrens vorgebracht werden könnten – die abgestorbene, künstliche, mechanisierte Seite der Dichtung wird nicht ausgeschlossen (man erinnere sich an den Gliedermann aus dem Text »Über das Marionettentheater«), sondern als ein unvermeidliches Moment akzeptiert. Gerade in dieser Akzeptanz und dem artikulierten Bewußtsein der Probleme, die mit ihr einhergehen, liegt das weit Vorausweisende von Kleists Text.<sup>110</sup> Von der Künstlichkeit der Kunst, ihre dem Leblosen zugehörige Seite zu wissen, gehört zu moderner Dichtung, Dichtung nach dem ›Fall‹, unabdingbar hinzu.<sup>111</sup> Die semiotische Kluft zwischen Sprache und ›Wirklichkeit‹ ist als erfahrbare Differenzprodukt dieses ›Falls‹, hinter den zurück kein direkter Weg führt. Kleists Text nimmt diese Prämisse als triviale Voraussetzung, und artikuliert doch zugleich die Hoffnung, daß durch den an den Gelenken skandierten »knöchernen Bau« (275) der syntaktischen Gerüste noch – »schön« (ebd.) – eine Erinnerung an Unversehrtes, Integres, hindurchleuchten könnte.<sup>112</sup>



Wenn – und hier resümiert sich der Gestus des gesamten Textes – die knöcherne Hand der Zigeunerin die Krücke ergreift<sup>113</sup> und auf Kohlhaas deutet,<sup>114</sup> steht dieser, ausgestattet »mit dem Federhuth« (265),<sup>115</sup> der Trias von Zigeunerin und den beiden Kurfürsten zugewandt »hinter allem Volk, am Kircheneingang« (265). Für sich selbst dagegen ist er dem Portal

110 Wobei sprechend ist, daß es gerade der Potentat ist, der das Leblose der Zigeunerin wahrnimmt.

111 Radikal sind die hiermit angesprochenen Probleme ausgetragen im Werk Paul Celans, in dessen Zentrum das Verhältnis von Kunst und Dichtung steht. Vgl. insbes. die Rede »Der Meridian«, in: ders., *Gesammelte Schriften*, a. a. O. (Anm. 19), III 187–202. Zur Poetik Celans und dem Antagonismus (ein nicht ganz zureichendes Wort) von Kunst und Dichtung cf. Gerhard Buhr, *Celans Poetik* (Göttingen 1976).

112 Kleist selbst hat dies stets an die Bedingung einer Rezeption gebunden wissen wollen, die er »glaubend« genannt hat. Vgl. die für Kleists Dichtungskonzeption zentralen »Phöbus«-Epigramme »Forderung«: »Glaubt ihr, so bin ich euch, was ihr nur wollt; recht nach der Lust Gottes, / Schrecklich und lustig und weich: Zweifeln versink' ich zu nichts.« und »Unterschei-

dung«: »Schauet dort jene! Die will ihre Schönheit in dem, was ich dichte, / Finden, hier diese, die legt ihre, o Jubel, hinein.«

113 An einer Stelle wie dieser kann man Kleists Text dabei beobachten, wie er von sich aus den einfachen referentiellen Gebrauch von Sprache relativiert, indem er innerhalb der Sprache das Verhältnis von Zeichen und Vorstellung in ein *sprechendes* Bild faßt.

114 Interessant ist in diesem Kontext, daß Kohlhaas von der Zigeunerin so angerufen wird, daß sich die Assoziation eines literarischen Titels nahelegt: »Kohlhaas, der Roßhändler« (242; 277).

115 Dieses Attribut hebt einerseits Kohlhaas noch stärker aus der Menge heraus und den Bezug zum Vertikalen hervor. Andererseits aber wird es kaum zufällig sein, daß das Kompositum auch einen Verweis auf das Schreibgerät enthält, das die Geschichte des Kohlhaas bewahrt – behütet – hat.



abgewandt und schaut von seinem »Standpunkt aus«, einer Bank, die hinter ihm »im Kircheneingange ausgehauen war«, »mit völliger Freiheit der Aussicht« (241) über die Szene. Kein Attribut dieses Tableaus ist zufällig: das Exemplarische des Kohlhaas (er ist, wie ostentativ vom Text ausgesprochen, »der Mann [...] hinter allem Volk«), seine aus der Außenperspektive wahrnehmbare Nähe zur Kirche, die tatsächliche bestehende Abwendung von ihr bei gleichzeitiger Hinwendung zum Marktplatz, auf dem die Herren neben der Belustigung en passant auch noch Geschichte machen, zuletzt das sowohl Freie als auch Aussichts-Lose seines entgegengesetzten Standpunkts. In dieser Situation wendet sich ihm die alte gebrechliche Frau zu, von der es den Anschein hat, als vermöge sie, Klio zugleich und Sibylle, über die zeitlichen Schranken der menschlichen Existenz in Vergangenheit und Zukunft hinauszugreifen. Sie »faßt [ihn], der nie ein Wort mit ihr wechselte, noch ihrer Wissenschaft Zeit seines Lebens begehrte [...]« (241; Herv. v. mir).<sup>116</sup>



Nachdem sie den Zettel bekritzelt und, sprechend genug, mit »Mundlack« (vgl. 241) (einer Oblate!) und dem Druck ihres Rings versiegelt hat, vertraut sie ihm Kohlhaas als »Amulet« (242)<sup>117</sup> an mit dem Versprechen, daß er ihm »dereinst das Leben retten« (242) wird. Daß dieses Versprechen innerhalb der Stoffschicht der Erzählung nicht eingelöst wird, ist bekannt. Ob es schlechthin nichtig war, hängt unter anderem davon ab, wie lange es noch Leser von Kleists Text geben wird.<sup>118</sup> Als der Kurfürst von Sachsen Kohlhaas das erste Mal erblickt, befindet sich der Zettel in einer »kleine[n]

116 Das letzte Kolon des Satzes lautet »ins Auge« (ebd.). Die syntaktische Sperrung, die Kleists Text vornimmt, macht es jedoch erforderlich, die Rede vom »Fassen« des Kohlhaas auch für sich zu lesen.

117 Ein auf den ersten Blick nicht ganz verständlicher Ausdruck. Denn ein Amulett ist nach Adelung, s. v. Amulett, 1 Sp. 260, eigentlich ein »Gegen- oder Vorbaumittel, welches seine Kraft durch bloßes Anhängen an den Körper äußern soll.« Seine Verwendung durch die Zigeunerin wird aber plausibel, wenn man akzeptiert, daß die Bedeutung des Zettels sich nicht in der Semantik dessen erschöpft, was auf ihm geschrieben

steht. Letzteres anzunehmen hieße die inertextliche Perspektive des Kurfürsten von Sachsen als letztlich herrschend zu setzen.

118 Von hier aus wird die überaus befremdliche Verschiebung sprechend, daß sich am Ende von Kleists Text, nachdem der Erzähler von der Enthauptung des Kohlhaas berichtet hat, der Satz findet: »Hier endigt die Geschichte vom Kohlhaas.« (290) – und gleichwohl weitererzählt wird. Hier scheint zu gelten: »Durchschaue, was dies Sterben überlebt / So wird die Hülle dir als Hülle sichtbar;«, Johann Gottlieb Fichte, *Sämtliche Werke*, hrsg. v. Immanuel H. Fichte, (Berlin 1845/46), XI 348.

bleierne[n] Kapsel, die ihm an einem seidenen Faden vom Hals« (239; Herv. v. mir) herabhängt.<sup>119</sup>



Der andere Mächtige verlangt nach dem Beweis, einem »Zeichen« (260). Sein Ziel ist, »den Ruf dieser abentheuerlichen Frau [...] durch einen Scherz im Angesicht alles Volks zu nichte zu machen« (260). Als er versucht, »auf unabänderliche Weise, Alles was sie noch vorbringen würde, des Späßes wegen, zu Schanden zu machen«, und befiehlt, »daß der Rehbock augenblicklich getödtet, und für die Tafel an einem der nächsten Tage, zubereitet werden solle« (262),<sup>120</sup> zeigt sich, daß er die Mehrdeutigkeit der Sprache unterschätzt hat. Der gewaltsame Eingriff in die Realität untergräbt nicht die Zuverlässigkeit der sprachlichen Handlung. Er bringt vielmehr an dieser die Wahrheit hervor, daß die Realität nicht unabhängig davon ist, welche Interpretation wir ihr geben. Die Sprache ist nicht einfach »Nachahmung« eines ihr vorausliegenden Sachverhalts.



Aus dieser Annahme resultiert zuletzt auch der »ungeheuerste[...] Mißgriff« des Kämmerers, der »in dem alten Trödelweib, das er in den Straßen von Berlin aufgriff, um die Zigeunerinn nachzuahmen, die geheimnißreiche Zigeunerinn selbst getroffen, die er nachgeahmt wissen wollte.« (274; Herv. v. mir) Die List der Mächtigen, des Zettels habhaft zu werden, scheitert daran, daß, was sie für ein Mittel halten, »die Sache selbst« ist – unabhängig und frei von der Herrschaft der Nachahmungsrelation. Daß es sich so verhält, steht freilich jenseits oder, wenn man so will, vor jedem Beweis. Kleists Text setzt sich hier eine Grenze, und an keiner Stelle des »Michael Kohlhaas« von 1810 wird der Schein unmittelbaren Wirklichkeitsbezugs so gesprengt wie in dem Kommentar des Erzählers zu jenem »Mißgriff«: »und wie denn die Wahrscheinlichkeit nicht immer auf Seiten der Wahr-

119 Damit ist offensichtlich angedeutet, daß die Zuordnung der Kapsel zum Körper des Kohlhaas zum Zerreißen gespannt ist. Daß der Text so großen Wert darauf legt, daß die Kapsel aus Blei ist, erklärt sich vielleicht aus dem Bezug zum Tod, der diesem Metall von der literarischen Tradition immer wieder zugeschrieben worden ist. Cf. Siegmund Freud, *Studienausgabe*, hrsg. v. Alexander Mitscherlich, Angela Richards u. James Strachey (Frankfurt am Main 1969/79), X 183-193

(»Das Motiv der Kästchenwahl«). Vor dem Hintergrund der impliziten Poetik des Textes scheint es aber am Bedeutsamsten, daß der Zettel, der über Kohlhaas' Leben entscheidet, gegenüber der Außenwelt völlig dicht abgeschlossen ist.

120 Beim Verständnis dieser Episode dürfte eine Rolle spielen, daß »Rehbock« ein Kompositum ist, dem Zwiesgeschlechtlichkeit eingeschrieben ist.



heit ist, so traf es sich, daß hier etwas geschehen ist, das wir zwar berichten, die Freiheit aber, daran zu zweifeln, demjenigen, dem es wohlgefällt, zugestehen müssen« (274).<sup>121</sup>



Man kann diesen mehrdeutigen Satz vermutlich gar nicht fremd genug lesen, und es würde den Rahmen dieser Untersuchung sprengen, die in ihm niedergelegte Poetik Kleists auszubreiten. Zumindest eine von mehreren Lesarten dieses in der Textebene verrückten Satzes ist aber, daß schon das Wohlgefallen, mit dem manche Leser den Text so lange begleitet haben, wie er ›realistisch‹ auf die sogenannte wirkliche Welt bezogen schien, eine Gestalt des Zweifels war – ein Mißtrauen in die wirklichkeitsgebende Kraft der Literatur. Kleists Text sagt aber außerdem, daß noch diese Einstellung, die Tiecks etwa, von der Literatur freigegeben ist. Sie macht freilich, daß, wie Kleist in einem Brief an Rühle vom November 1805 schreibt, die Kunst betteln gehen muß. Aber der Appell an die Freiheit des Einzelnen ist nicht zu denken ohne die Möglichkeit, von dieser Freiheit einen schlechten Gebrauch zu machen. Das ist der Zustand nach dem ›Falk‹.



Analoges gilt für die Sprache des Textes. Denn wenn es Kohlhaas' ›Fehler‹ war, den auf Erden unheilbaren Bruch zwischen realer und idealer Ordnung durch einen Gewaltstreich aus der Welt schaffen zu wollen, so wird das auch Auswirkungen auf eine Sprache haben, die den Schein affirmiert, sie sei eine unmittelbare und bruchlose Abbildung der ihr vorausliegenden Wirklichkeit. Abbilden kann sie, wenn überhaupt, nur die Kluft, die sie als Kunstprodukt von jener Wirklichkeit trennt. Es scheint, als gehöre hierher nicht nur die Gestalt der Zigeunerin, sondern auch eine Irritation wie die, die durch die ›falsche‹ Zahlenangabe in den Text hineinkommt. Indem der anscheinende *lapsus calami* den Schein von Kohärenz sprengt, der dem ›realistischen‹ Verständnis so wohlgefällt, verhält sich die Sprache des Textes zu sich: Sie stellt ihren fiktionalen Charakter aus.

121 An entsprechender Stelle war schon bei der Interpretation der »Verlobung in St. Domingo« darauf hinzuweisen, welche Auswirkungen ein solcher Satz auf den Status des Erzählens haben kann. Cf. »Die Verlobung

in St. Domingo« – eine Einführung in Kleists Erzählen, unten, 245–291; hier: 280f. Übrigens reflektiert sich in dem zitierten Satz das Verhältnis, das für die Referenz des Wahrsagens festzuhalten war.

Niemand weiß, was wirklich auf dem »Wunderblatt« (279) steht. Gewiß sagt die Zigeunerin dem sächsischen Kurfürsten gegenüber, sie habe dreierlei auf den Zettel geschrieben, »den Namen des letzten Regenten deines Hauses, die Jahrzahl, da er sein Reich verlieren, und den Namen dessen, der es, durch die Gewalt der Waffen, an sich reißen wird.« (264) Aber diese Auskunft gibt sie eben nur dem sächsischen Kurfürsten, für den der Zettel fortan eine wohldefinierte Bedeutung hat. Da der Inhalt deszettels aber in höchst auffälliger Weise dem Leser vorenthalten bleibt, steht in Frage, ob auf ihm tatsächlich (›nur‹) die drei Informationen gekritzelt stehen, die in die Hand zu bekommen der Kurfürst so erpicht ist. Die Aggression gegenüber dem Leser, Kohlhaas den Zettel verschlingen, ihn sich aus der Äußerlichkeit der Schrift und des Materials verinnern zu lassen, ohne zu sagen, was auf dem Zettel geschrieben steht, scheint aus der Befolgung eines unausgesprochenen Bilderverbots zu resultieren. Es könnte aber auch sein, daß Kleists Text sich mit dem immer formal gehaltenen Hinweis auf den Zettel – nachdem die Reflexion des Lesers durch das Unendliche des konkaven Spiegels, genannt Text, gegangen – innerhalb seiner für sich selbst eine Leerstelle einräumt. Das Bilderverbot beträfe dann etwas Bildloses, die Reflexion. Und wenn das so ist – ein Paradox dies so zu schreiben –, wird dieser Gedanke Vermutung bleiben müssen, unbeweisbar, vielleicht Anstoß, wer weiß, zum Nach-Denken.

#### IV Anfechtung

Scheint nicht der redliche Philologe, geheimes Leitbild des jetzt (nach einer bestimmten Ausgabe seiner Werke) Zitierten, die Aufgabe zu haben, den »Text als Text« sein zu lassen – »ohne eine Interpretation dazwischen zu mengen«?<sup>122</sup> Wäre es dann nicht die einzig angemessene, durch alles Wissen der Skepsis gesättigte Weise des Umgangs mit der Überlieferung, allgemein gültige abstrakte (objektive) Regeln zu definieren, nach denen das Überlieferte zu sichern ist, das ›Subjekt‹ und seine Schwächen, seine Ohnmacht zurückzudrängen, und alle Einflüsse von Interpretation zu ächten – der Weg der Textologie? Aber wie ›objektiv‹ ist das Objekt ohne Subjekt? Was wäre, wenn der Text – und ist nicht das die (Ab-)Grunderfahrung des

122 Siehe Friedrich Nietzsche, *Sämtliche Werke*, Kritische Studienausgabe in 15 Bden., hrsg. v. Giorgio Colli u. Mazzino Montinari (München, Berlin, New York 1980), XIII 460; Herv. v. mir.



Philologen? – nicht einfach vorläge, sondern gewonnen (in jeder Bedeutung dieses Wortes) werden wollte? Und wie, wenn sich zeigte, daß die verdrängte Subjektivität, durch die rigorosen Verfahren hindurch, im Apparat und den Begriffen, den Begriffen des Apparats, dem Apparat der Begriffe – für viele unkritisch und manchmal sich selbst nicht durchsichtig – wieder auftauchte? Und ist nicht wirklich schon die Rede vom ›Text‹, von der ›Variante‹, der der ›Fassung‹, der ›Vorstufe‹ usw. Resultat einer bestimmten Art von Literaturbetrachtung und also von – Interpretation?<sup>123</sup> Wäre dann aber nicht umgekehrt alles ›subjektiv‹ und alles erlaubt?

Auch diese Konsequenz könnte sich jedoch am Ende noch als Produkt von Auslegung erweisen.<sup>124</sup> Wie ›subjektiv‹ wäre schließlich das Subjekt – ohne Objekt? Die Tätigkeit des Editors steht, ob dieser das zu verdecken sucht – es verdeckt jeder sein Schlechtes – oder nicht, dazwischen. Sie ist über einem Abgrund gespannt zwischen Extremen. Die Darstellung dieser Extreme, der objektivierte Text einerseits, die ›Interpretation‹ und die Öffnung der Werkstatt andererseits, sucht die BKA zu geben – um willen größtmöglicher Objektivität, nicht wider sie. Sie umgeht nicht die Aporie, sondern setzt sich ihr, man entschuldige den pathetischen Ausdruck, bei Gefahr des Scheiterns, aus. Ihre Performanz, nicht zufällig ein Ausdruck der Bühnensprache, die ungeschützte Austragung des Konfliktes von Text und Interpretation, ist auf die Aufmerksamkeit des Lesers angewiesen. Denn indem der Leser erkennen kann, was an Vormeinungen und Einstellungen des Editors in den objektivierten Text eingegangen ist, hat er auch die Möglichkeit, distanzierend seinen Gedankenstrich zu setzen – und die von der Ausgabe markierten Probleme anders gewähren zu lassen.



123 Vgl. hierzu auch den fröhlichen Positivist, der eben schon einmal zitiert wurde: »Gegen den Positivismus, welcher bei den Phänomenen stehen bleibt ›es giebt nur Thatsachen‹, würde ich sagen: nein, gerade Thatsachen giebt es nicht, nur Interpretationen. Wir können kein Faktum ›an sich‹ feststellen: vielleicht ist es ein Unsinn, so etwas zu wollen.« (Nietzsche, *Sämtliche Werke*, XII 315)

124 Ebd.: »›Es ist alles subjektiv‹, sagt ihr: aber schon das ist Auslegung, das ›Subjekt‹ ist nichts Gegebenes, sondern etwas Hinzuerdichtetes, Dahinter-Gestecktes. – Ist es zuletzt nöthig, den Interpreten noch hinter die Interpretation zu setzen? Schon das ist Dichtung, Hypothese.« (ebd.) Zu dem angezeigten Konflikt cf. auch »Jenseits von Gut und Böse«, § 22, v 37.

Was ist das Kritische an einer kritischen Ausgabe?

Erste Gedanken anlässlich der Edition von Kleists Erzählung

»Die Marquise von O....«

## I

Am wenigsten ist es die Erfahrung der Krise, die eine Ausgabe, die sich kritische nennt, verleugnen sollte. Zwar scheinen die auf Produktion und Sicherung von Erkenntnis bezogenen positivistischen Wissenschaften, und unter diesen natürlich auch die der Edition, mit der Krise und deren Abgrund nichts zu schaffen zu haben. Aber das ist nur eine Willenserklärung. Wenn es sich schließlich herausstellen würde, daß in den Arsenalen jener Wissenschaften schon von jeher, in der Moderne nur beschleunigt, daran gearbeitet wird, sich die Erfahrung der Krise ein für allemal vom Halse zu schaffen, so wäre das selbst möglicherweise erst noch als Symptom einer fundamentalen Krise zu begreifen. Vielleicht nämlich hängt die Wissenschaftlichkeit der Wissenschaften, das, was eine Wissenschaft überhaupt erst zur Wissenschaft macht, genau daran: den Rückbezug auf die Krise nicht zu verraten, mit der Unterdrückung dieses Rückbezugs zu brechen und ihn im je und je von der Wissenschaft als Ergebnis Objektivierten mitsprechen zu lassen. Und vielleicht erwiese es sich dann auch, daß das, was heute den Namen der Wissenschaft trägt, manchmal nur den Namen mit ihr gemein hat.

Unklug wäre es in dieser Situation, den Begriff der Wissenschaft zugunsten einer Option auf das Recht staunender Begrifflosigkeit fallen zu lassen und die nähere Bestimmung des Wissenschaftsbegriffs (wie auch sonst überall die Bestimmung der Begriffe) den Verwaltungsentscheidungen der Technokraten zu überlassen – mit den bekannten Folgen: Fortschreibung des gespenstischen Atomismus im Verhältnis der Menschen untereinander und Transformation aller sachlichen Auseinandersetzung in die Machtfrage. Dann allerdings dächte, mit Heidegger zu reden, die Wissenschaft schlechterdings nicht mehr und der alteuropäische Gedanke des Menschen, ohne den wir vermutlich nichts, nicht einmal mehr ein Zeichen, sind, wäre definitiv vom Gehäuse des Apparates absorbiert.